



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die indische Rache

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Die indische Rache

John Sinclair Nr. 659

von Jason Dark

erschienen am 19.02.1991

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Die indische Rache

Ihren Leib hatte ich in der geheimnisvollen Palmblattbibliothek vernichten können, doch Siras zweites Ich, ihr Astralleib, lebte weiter. Geführt durch die furchtbare Magie des Totengottes Jama, hatte er nichts vergessen.

Auch nicht, daß ich aus der Bibliothek ein Palmblatt mit nach London genommen hatte.

Sira wollte es zurückhaben. Sie setzte alle Mittel ein, und wir erlebten die indische Rache…

Der Star kam mit und mit ihm der Tod!

Unsichtbar lauerte er im Hintergrund, jenseits der aus Leibwächtern gebildeten Gasse.

Kaum zeigte sich Human Lohare, ging es wie ein Ruck durch die schon seit mehr als einer halben Stunde wartenden Gäste. Sie standen auf und spendeten stürmischen Beifall. Übertragen wurde dieser Empfang von mehreren Fernsehanstalten.

Der Guru nahm es gelassen hin. Er war diese Huldigungen gewohnt. Auch jetzt zuckte nur mehr ein knappes Lächeln über seine Lippen, als er gemessen voranschritt. Das goldene Gestell seiner Brille glitzerte dabei im Scheinwerferlicht.

Die ersten Reihen waren durch die Vertreter der Medien besetzt, weiter hinten saßen die eigentlichen Fans des Gurus, die Männer, Frauen und Kinder, die ihm huldigten und in deren Augen ein gewisser Fanatismus leuchtete. Sie hielten bemalte Luftballons hoch, sie klatschten, wobei die Männer ihre Kinder auf die Schultern gesetzt hatten, damit auch sie einen Blick auf den rotgewandeten Mann mit der Halbglatze werfen konnten, der auch im Winter auf festes Schuhwerk verzichtete und nur die Riemensandalen trug.

In der Mitte der Bühne stand der weiche Ledersessel, der Platz für den Guru. Davor war ein Mikrofon aufgebaut. Ein Bediensteter wieselte herbei und begleitete den Guru überflüssigerweise zu dem schweren Sessel.

Die Leibwächter blieben neben dem Podium stehen. Rechts und links des Gurus nehmen dessen engste Mitarbeiter Platz, und erst als sie saßen, setzten sich auch die Gäste.

Der letzte Beifall verklang. Eine erwartungsvolle Stille löste ihn ab. Human Lohare räusperte sich, was als Kratzen aus den Lautsprechern drang.

Dann rückte er sich das Mikro zurecht, beugte sich vor und begrüßte seine Gäste.

Die Kameras waren auf ihn fixiert, die Scheinwerfer gaben Hitze ab, der Guru wollte reden, doch dazu kam es nicht mehr.

Im Hintergrund des Saals entstand ein helles Flirren.

Keiner sah die weiße Gestalt, die nicht einmal den Boden berührte. Doch zahlreiche Menschen sahen die blitzende Scheibe, die dicht vor ihren Augen hinwegwischte und haargenau das Ziel traf.

Der Guru zuckte. Plötzlich zeigte sich ein rotes Band an seinem Hals. Eine Krause aus Blut, die das blinkende Etwas bei ihm hinterlassen hatte.

Blut drang auch aus seinem Mund, als er nach vorn kippte und mit der Stirn dicht neben dem Mikrofon auf die Platte des Tisches schlug, wo die Blutlache wie ein kleiner See zurückblieb…

***

Seit Tagen schon konnte ich an nichts anderes mehr denken, als nur an eine Sache.

Diese »Sache« war ungefähr so groß wie zwei Hände und sehr zart. Ein Palmblatt, das Suko und ich aus Indien mitgebracht hatten und das vollbeschrieben war.

Um es nicht zu zerstören, hatten wir es zwischen zwei Glasplatten gesteckt.

Das Schicksal besaß den Namen Nadine Berger!

Sie befand sich in den Klauen des Supervampirs Will Mallmann, auch Dracula II genannt, und war von ihr zu einer Wiedergängerin gemacht worden. Damit hatten wir uns, so schwer es auch war, abgefunden. Dann aber hatte uns das Schicksal in die Palmblatt-Bibliothek nach Indien verschlagen.

Dort waren wir Siras Totenzauber entkommen, aber wir hatten ein Palmblatt mit nach London nehmen können, eben das Blatt, das sich mit dem Schicksal der Nadine Berger befaßte.

Bei diesen geheimnisvollen Palmblättern waren beide Seiten eng beschrieben. Wir konnten die Schrift nicht lesen, sie mußte einige Jahrtausende alt sein, aber wir wußten, daß auf einer Seite die Vergangenheit des Menschen beschrieben war und auf der anderen die Zukunft des Menschen zu lesen war.

Und diese Seite war auf dem Nadinschen Palmblatt ebenfalls voll beschrieben worden.

Das ließ uns nicht ruhen. Wir gingen davon aus, daß Nadine Berger ein Schicksal besaß, eine Zukunft. Stellte sich die Frage, wie diese Zukunft aussah.

Würde Nadine sie als Vampirin »ausleben« oder möglicherweise als Mensch. Daß es vielleicht noch eine Rettung für sie gab. Auf diesen Gedanken hatte mich Mandra Korab gebracht, als er uns zum Flughafen begleitete, wo wir den Rückweg nach London antraten. Er hatte gemeint, daß innerhalb eines Jahres nach dem Biß und der Verwandlung zum Vampir der Mensch noch gerettet werden konnte.

Kein Beweis, eine Vermutung, eine Legende, aber Suko und mich hatte dies nicht ruhen lassen.

Nicht nur wir allein arbeiteten an dem Fall, auch Bill Conolly, Jane Collins und Lady Sarah waren eingespannt worden, um Nachforschungen zu betreiben.

Wir packten den Fall von einer anderen Seite an. Uns interessierte die Schrift. Es mußte jemand geben, der sie entziffern konnte. Mandra Korab war dies nicht möglich gewesen, und die eigentlichen Hüter der Palmblatt-Bibliothek hatte er daraufhin nicht ansprechen können, weil sie einem bestimmten Gesetz folgten. Sie lasen den Text nur *der* Person vor, für *den* er auch bestimmt war.

Also hätte Nadine Berger bei ihnen erscheinen müssen, was

wiederum nicht möglich war. Deshalb waren wir gezwungen, jemand zu finden, der sich mit alten Schriften auskannte.

Es gab an den Universitäten Indien-Experten, auch Fachleute für asiatische Schriften. Unsere ersten Versuche hatten nichts gebracht, abgesehen von einem Schulterzucken, aber man hatte uns versprochen, sich zu erkundigen.

War es Glück oder Zufall - vielleicht beides, daß an diesem Morgen des B. Oktobers die Nachricht über den Besuch eines Mannes in London eintraf, der von seinen Anhängern als großer, mächtiger Guru und als Wissender gefeiert wurde.

Der Mann hieß Human Lohare und wurde in gewissen Kreisen als Gott verehrt.

Es war sein erster Besuch in England, und der sollte natürlich die nötige Aufmerksamkeit von der Presse bekommen. Klar, daß wir davon erfahren hatten, und es war uns auch von einem Wissenschaftler ein Tip zugegangen. Dieser Experte hatte gemeint, daß wir uns an den großen Guru Lohare hängen sollten, denn er war möglicherweise in der Lage, die Schrift auf dem Palmblatt zu entziffern.

Also hin!

Der Empfang oder die Pressekonferenz war für vierzehn Uhr angesetzt worden. Wir hatten es auch geschafft, früh genug wegzufahren, und alles war wunderbar gelaufen, bis wir in die Demo gerieten.

Von nun an ging nichts mehr.

Eine Massenveranstaltung, in der mindestens dreitausend Menschen mitliefen. Es wurde gegen den Kurs der Regierung demonstriert und auch gegen den Parteitag der Konservationen, der unter großer Bewachung an diesem Tag begonnen hatte.

Festsitzen wollten wir auch nicht. Bis uns die Demonstranten passiert hatten, konnte es dauern. Ich sah Sukos langes Gesicht, bevor er sich umdrehte.

»Was willst du tun?«

»Wieder zurück.«

Suko nickte. »Dann beeil dich. Es wird nicht lange dauern, dann machen die auch hinter uns dicht.«

Daß wir zum Yard gehörten, erwies sich als Vorteil. Ich fuhr mit Blaulicht und Sirene, und so schafften wir uns eine Lücke. Leider gerieten wir anschließend wieder in einen Stau. Zwischen den Schlangen mogelten wir uns hindurch. Zum Glück machte man uns Platz. Über den breiten Victoria Embankment am Nordufer der Themse erreichten wir das Regierungsviertel und rasten weiter.

Die Veranstaltung fand in einem der Räume des sehr vornehmen Savoy Hotels statt, einer Herberge, die für den normal Sterblichen

unbezahlbar war. Für uns hatte dieser Ort den Vorteil, daß wir auch einen Parkplatz bekamen und ohne Störung in die Tiefgarage einrollen konnten, wo der Rover wie ein häßliches Entlein zwischen all den Edelkarossen wirkte, die dort ihre Plätze gefunden hatten.

Der Lift brachte uns in die prächtige Halle, wo dicke Teppiche lagen und uns unhörbar gehen ließen wie Geister.

Auf Tafeln stand, wer wo tagte. Uns bereitete es keine Schwierigkeiten, den Saal zu finden, wo sich der geheimnisvolle Guru der Presse stellte.

Wir mußten einen Gang durchschreiten und sahen schon bald die beiden Leibwächter rechts und links der Tür stehen. Sie hatten sich aufgebaut wie Säulen. Ihre Haltung machte klar, daß sie niemand ohne Erlaubnis durchlassen würden.

Suko lächelte leicht. »Frage eins. Ob die sich von unseren Ausweisen beeindrucken lassen?«

»Keine Ahnung. Und Frage zwei?«

»Was tun wir, wenn es nicht geschieht?«

»Entscheide dich für einen.«

»Ho, seit wann bist du so in Form?«

»Schon länger. Wenn ich schon eine Spur habe, lasse ich sie mir auch nicht von diesen übergroßen Gartenzwergen durchkreuzen.«

»Im Prinzip hast du recht!«

Die beiden Knaben in ihren dunklen Anzügen hatten uns bereits ins Visier genommen. Starr waren ihre Blicke auf uns gerichtet, und es regte sich nichts in ihren Gesichtern.

Aber sie blieben freundlich, denn der linke von ihnen sagte: »Die Einladungen, bitte.«

Wir zückten unsere Dienstausweise, die wir festhielten.

»Yard?«

»Das steht dort«, sagte ich.

»Es tut mir leid.« Der Sprecher hob die Schultern. »Wir sind gehalten, keinen Menschen ohne Einladung in den Saal zu lassen. Sicherheitsgründe, Sie verstehen.«

»Dann müßten wir hier also als Königin von England erscheinen - oder?«

»Auch dann würden wir Sie nicht reinlassen.«

Wir blieben weiterhin friedlich. »Wann ist die Veranstaltung ungefähr beendet?«

»Es ist zwar eine Zeit festgesetzt worden, aber man weiß nie, wie lange eine Diskussion dauert.«

Wären wir pünktlich gewesen, wären wir auch ohne eine besondere Einladung zum Guru gelangt.

Der Sicherheitschef war uns beiden bekannt. Nun aber standen wir hier, und die beiden Sturköpfe hatten ihre Befehle bekommen.

Vielleicht freute sie es auch, es endlich mal zwei Polizisten zeigen zu können.

Es kam alles anders, und das hatten auch die beiden Leibwächter nicht erwartet.

Wir hörten noch ein zischendes Geräusch, sprangen zurück, doch die Männer vor uns blieben stehen.

Dann zerbarst die Tür!

Sie wurde von einem gewaltigen Druck gesprengt. Die Holzstücke flogen uns entgegen wie mächtige Arme. Die Druckwelle warf die beiden Bodyguards um. Einen Sekundenbruchteil später lag auch ich flach.

Daß vor mir eine Hölle tobte, nahm ich kaum wahr. Ich hatte mich auf dem Boden zusammengerollt und hielt dabei den Kopf so schief, daß ich schräg in die Höhe schauen konnte.

Etwas huschte vorbei!

Geisterhaft bleich, mehr ein heller Schatten, aber für mich zu erkennen, weil ich diese Person auch mit einem normalen Körper kannte. Der allerdings war von mir zerstört worden, als wir in der Palmblattbibliothek kämpften.

In diesem Augenblick jedoch stellte ich fest, daß ich den Totenzauber nicht völlig hatte stoppen können.

Denn an mir vorbei huschte Siras Geist!

***

Im Saal herrschte. Panik. Der gewaltige Wirrwarr der Stimmen drang auch an unsere Ohren, aber ich konzentrierte mich auf die gespensterhafte Erscheinung der Frau.

Sira schwebte tiefer in den Gang hinein und hielt natürlich nicht an, als ich es endlich geschafft hatte, mich aufzurappeln. Sie schaute nur einmal kurz zurück.

Ihr Gesicht wirkte, wie mit einem sanften Pinsel gezeichnet. Das Lächeln darin war kalt, überheblich und wissend. Mir kam es wie ein letzter Gruß vor, denn plötzlich war sie weg.

Das Geistwesen war tatsächlich durch eine der Wände gegangen und verschwunden.

Ich blieb, stehen, holte einige Male tief Atem, spürte bei jedem Zug den Schmerz im Rücken, wo es mich erwischt hatte. Nun wußte ich, daß der Totenzauber noch nicht vorbei war.

Wir hatten nur den menschlichen Körper vernichten können, nicht den Astralleib dieser Person, und er würde alles versuchen, um unsere Nachforschungen zu behindern.

Hinter mir hörte ich schleifende Schritte, Suko wankte auf mich zu. Er hatte beide Hände gegen seinen Nacken gepreßt, wo er erwischt worden war. Die beiden Leibwächter allerdings konnten sich nicht

mehr auf den Beinen halten. Sie waren zudem nicht mehr in der Lage, sich zu erheben, denn sie lagen unter der breiten Tür begraben oder unter einem der größeren Teile.

Tot waren sie nicht. Einer von ihnen stöhnte, der andere versuchte mühsam unter der Tür hervorzukriechen. Suko half ihm dabei, während ich über die Schwelle schritt und in den Saal hineinging, wo einmal die Stühle in langen Reihen gestanden hatten, jetzt aber umgefallen waren und sich auf dem Boden verteilten.

Noch immer zuckten die Blitzlichter der Fotografen auf. Sie standen in der Nähe des Podiums, wo sie den Mann fotografieren wollten, der von seinen Getreuen umringt wurde und sich nicht mehr regte.

Er lag mit, dem Gesicht in einer Blutlache, hatte einen Arm ausgestreckt und die Hand dabei zur Faust geballt.

Ich schaffte es, noch näher an ihn heranzukommen. Neben einem seiner Bewunderer im roten Gewand blieb ich stehen. Der Mann schaute mich zunächst unwillig an, dann sah er meinen Ausweis.

»Scotland Yard.«

Er ging einen Schritt zurück.

Der Guru war tot. Und der Gegenstand, der ihn getroffen hatte, steckte noch in seinem Hals. Es war eine kreisrunde Scheibe, zielsicher geschleudert und scharf wie ein Messer. Da hatte er keine Chance gehabt. Um mich herum brandeten die Stimmen. Sicherheitsbeamte, die ihren Schock überwunden hatten, versuchten, die Reporter zur Seite zu drängen. Im Hintergrund schrieen die Fans des Gurus. Sie heulten sich fast die Stimmen aus dem Hals und machten ein Heidenspektakel.

Ein Mann im schwarzen Anzug und mit einem hellen Turban auf dem Kopf schimpfte wie ein Rohrspatz. Er richtete die Worte an die Aufpasser und schließlich an die Briten im allgemeinen, die nicht in der Lage gewesen waren, den großen Guru zu schützen.

Darum kümmerte ich mich nicht. Mir kam es darauf an, den Mörder zu finden, einen Geist, der durch Wände gehen konnte und jede Spur abschneiden würde, die zu ihm hinführte.

Das paßte mir überhaupt nicht. Ich empfand den Angriff zudem als so verflucht heimtückisch. Keiner hatte sich wehren können, denn gegen Gespenster konnte man nicht kämpfen. Wenigstens nicht mit normalen Mitteln.

Mittlerweile trafen weitere Polizeibeamte ein. Ich hielt mich abseits und rauchte eine Zigarette.

Suko erschien. Um die beiden verletzten Türhüter kümmerten sich bereits Helfer in weißen Kitteln.

Die Mordkommission würde erscheinen und auch Fragen stellen.

Neben mir hockte eine junge Frau. Sie hatte eine Kamera um ihren Hals hängen. So bleich wie ihre gefärbten Haare war auch das Gesicht,

und sie starrte ins Leere.
»Darf ich Sie etwas fragen?«
Die Frau hob nur die Schultern. »Wenn Sie wollen«, murmelte sie, ohne mich anzuschauen.
»Wie ist es passiert?«
»Warum interessiert Sie das?«
»Scotland Yard.«
»Klar, die Polizei.« Sie winkte ab. »Ich kann es Ihnen komischerweise nicht sagen, obwohl ich einen der vorderen Plätze eingenommen hatte. Es ist unmöglich, glauben Sie mir.«
Ich räusperte mich. »Wollen Sie mir tatsächlich erzählen, daß Sie den Mord nicht gesehen haben?«
Die Reporterin strich über ihr Haar. Es war kurz geschnitten, Fransen standen vorwitzig ab. »Sie werden lachen, aber so ist es. Ich habe den Beginn nicht sehen können. Erst als es passiert war und Lohare zusammenbrach, wußte ich, was geschehen war. Ich habe auch keine Ahnung, wer es getan hat und wie der Killer in den Saal reinkam. Es ging einfach zu schnell. Dabei waren die Sicherheitsmaßnahmen so streng.«
Ich hob die Schultern. »Wohl nicht streng genug«, sagte ich leise und strich über meine Stirn. Dort hatte sich der Schweiß gesammelt. Es lag nicht nur an der Tatsache, daß jemand ermordet worden, sondern auch daran, wie er umgekommen war.
Um den Toten hatte sich ein dichter Ring gebildet. Die Jünger in den roten Umhängen stimmten leise Klagegesänge an. Ihre Gesichter bewegten sich dabei kaum.
Ich atmete tief durch und schaute dabei Suko an. Der hatte mich auch ohne Worte verstanden.
»Klar, John, wir werden uns an sie halten. Seine Jünger sind die einzige Spur.«
»Sie werden einen Nachfolger wählen müssen.«
Mein Freund gestattete sich ein Lächeln. »Glaubst du daran, daß dieser Mensch ebenso gebildet sein wird wie Human Lohare und ebenfalls über alte Schriften Bescheid weiß?«
»Es ist meine einzige Hoffnung.«
Die Reporterin hatte unser Gespräch mitbekommen. Sie lachte leise, bevor sie sagte: »Machen Sie sich mal keine Hoffnungen. So schnell wählen die keinen Nachfolger.«
»Warum nicht?«
Sie winkte ab. »Das muß erst durch die Instanzen laufen, wenn ich das mal so sagen darf.«
»Dann kennen Sie sich aus, Miß…«
»Etwas.«
Ich holte mir einen Stuhl heran und setzte mich der Frau gegenüber,

während Suko sich zu den Jüngern des toten Gurus begab, um mit ihnen ein paar Worte zu wechseln.

»Mein Name ist übrigens John Sinclair.«

Die Frau lächelte. »Ich kenne Sie.« Sie schaute mich direkt an. Erst jetzt konnte ich erkennen, daß sie grüne Augen besaß. Sie standen etwas eng beisammen. Auf der Oberlippe entdeckte ich eine winzige Narbe.

»Woher kennen Sie mich?«

»Sie sind *der* Sinclair. In meinen Kreisen nicht unbekannt. Außerdem waren Sie mit Ihrem Freund Suko, dem Inspektor, zusammen, und Sie haben noch einen weiteren Freund, der mir als Reporterin nicht unbekannt sein dürfte.«

»Bill Conolly.«

»Sie sagen es.« Die Frau faßte in das Haar an ihrem Hinterkopf und löste dort eine Spange. Jetzt fiel ihre Pracht bis auf die Schultern, wobei sie sich ausbreitete. »Mein Name ist übrigens Helen Dexter.«

»Okay, Miß Dexter.«

»Sagen Sie ruhig Helen.«

»Auch das. Aber etwas anderes wollte ich Sie gern fragen. Sind Sie bewußt in diese Veranstaltung gegangen, oder haben Sie…?«

»Moment mal.« Sie hob eine Hand. »Können Sie das bitte genauer erklären?«

»Ja, das wollte ich. Haben Sie sich für den Guru interessiert, Helen?«

»Sie denken da an eine direkte Anhängerschaft?«

»An genau die.«

Heftig schüttelte sie den Kopf. »Nein, eigentlich nicht. Aber ich habe mich mit dem Thema befaßt.«

»Allgemein oder speziell?«

»Da müssen Sie sich genauer ausdrücken.«

»Sicher, sicher. Ich denke da an Indien. An dieses Land mit seinen unzähligen Geheimnissen.«

Helen Dexter schob die Unterlippe vor. »Jaaa«, dehnte sie. »Ich bin einige Male dort gewesen und habe auch stets darüber berichtet, wenn neue Strömungen aufkamen. Ich denke da an gewisse Lehren, die verbreitet wurden und über das große Wasser zu uns kamen. Dafür habe ich mich immer interessiert.«

»Demzufolge auch für die Mythologie und die Mystik des Kontinents.«

Sie lächelte. »Das will ich nicht bestreiten, Herr Polizist. Wenn ich es richtig überlege, wollen Sie von mir erfahren, welche Hintergründe es für diesen Mord geben könnte.«

»Das ist nicht gelogen.«

»Ich weiß keine.«

»Einen Augenblick.« Ich streckte die Hand aus. »Ihre Antwort kommt

mir zu spontan.«

»Aber sie stimmt.«

»Könnten wir nicht intensiver darüber reden? Eine Art Brainstorming, wo der eine den anderen befruchtet. Ich habe erlebt, daß gewisse Dinge sich oftmals zu konkreten Ergebnissen hochschaukeln.«

Die Reporterin schaute sich um. »Das mag sein. Ich jedoch sehe es nicht so.«

»Gefällt Ihnen die Atmosphäre hier nicht?«

Ihr Blick wurde spöttisch. »Ihnen vielleicht?«

»Nein. Deshalb werden wir unser Brainstorming verlegen«, schlug ich vor.

Helen Dexter lachte nur kurz. Wahrscheinlich war ihr eingefallen, daß es sich in der Anwesenheit des Toten nicht geziemte. »Fehlt nur noch, daß Sie mit der berühmten Tasse Kaffee anfangen.«

»So ähnlich. Ich jedenfalls hätte Lust darauf.«

Die Frau erhob sich und griff nach ihrem Mantel. Sie trug eine enge schwarze Hose und darüber einen braunen Pullover. Ihre Handtasche besaß beinahe die Größe eines Sacks. Über ihre rechte Schulter deutete sie zurück. »Da kommt die Mordkommission. Ich schätze, daß man auch an Sie Fragen haben wird.«

Es war nicht gelogen, denn jemand hatte mich bereits ausgemacht, mit dem ich eigentlich hatte rechnen müssen.

»Ah!« röhrte er, so daß die Vertrauten des Toten schon zusammenzuckten. »Ich habe so ein Gefühl gehabt, daß ich dich hier treffen werde, John.«

»Hallo, Tanner.«

Der Chiefinspektor grinste von Ohr zu Ohr. Natürlich trug er wieder seinen alten Filz, den grauen Anzug mit grauer Weste und keinen Mantel. Sein Knautschgesicht erinnerte immer mehr an das des Schauspielers Walther Matthau, und er schlug mir auf die Schulter, als hätte er mich jahrelang nicht gesehen.

Tanner war ein Freund und Kollege. Allerdings besaß er auch ein sehr einnehmendes Wesen. Wo er auftauchte, wurden andere zurückgedrückt. Seit Jahren schon leitete er die Mordkommission London-Mitte, und er war da überhaupt nicht wegzudenken.

Ich hätte mich gern mit Helen Dexter unterhalten, suchte ihren Blick, sah das etwas schadenfrohe Lächeln, als sie sich in den Hintergrund zurückzog.

Tanner aber blieb bei mir und Suko, der sich mittlerweile zu uns gesellt hatte. »Nun, da kann ich wohl verschwinden und meine Jungs wieder mitnehmen - oder?«

»Ja und nein.«

»Was habt ihr damit zu tun?«

»Eigentlich nichts«, sagte Suko.
»Hör auf. Eigentlich gibt es eigentlich nicht. Darum würde ich auch uneigentlich sagen.«
»Wir wollten mit ihm reden, wenn er seine Pressekonferenz hinter sich gebracht hatte.«
Tanner nickte. »Hatte ich mir gedacht.« Er räusperte sich. »Aber weiter, Freunde. Würdet ihr mir auch verraten, worum es bei dem Gespräch gegangen wäre?«
»Klar, um Indien.«
Er schaute erst Suko, dann mich an. »Und das stimmt?« fragte er murmelnd.
»Natürlich.«
»Was habt ihr denn damit zu tun?«
Ich seufzte auf. »Himmel, Tanner, das ist eine verdammt lange Geschichte, glauben Sie mir. Ich würde sie Ihnen gern erzählen, doch es ist nicht der richtige Zeitpunkt. Ich meine, daß wir es einfach dabei belassen. Er ist tot, schade.«
Tanner nickte. »Und das bei diesen Sicherheitsvorkehrungen. Ich habe einiges am Rande aufschnappen können und muß mit dem Kopf schütteln. So etwas kann doch nicht wahr sein. Das will mir einfach nicht in den Kopf. Da hat niemand etwas gesehen, da hat keiner was unternehmen können, selbst ihr nicht…«
»Der Killer war ein Geist.«
Tanner hörte auf zu reden. Zwischen den Lippen steckte die Zigarre, die nun anfing zu hüpfen. Er holte durch die Nase Luft, bewegte sein Kinn, räusperte sich und schaute an uns vorbei.
»Glaubst du uns nicht?« fragte ich ihn.
»Weiß nicht!« brummelte er. »Habt ihr den Geist denn zu Gesicht bekommen?«
»Natürlich, sonst hätten wir so etwas nicht behaupten können. Der Mörder war ein weiblicher Geist…«
»Ich dachte immer, Geister wären geschlechtslos.«
»In diesem Falle gehen wir von dem Astralkörper einer weiblichen Person aus«, erklärte Suko.
»Und die kennt ihr?«
»Ja. Sie heißt Sira.«
»Ist mir unbekannt.«
Da Suko und Tanner sich so gut unterhielten, klopfte ich meinem Freund auf die Schulter. »Erledige du das mal hier weiter. Ich habe noch eine Verabredung.«
Er grinste. »Die Reporterin?«
»So ähnlich.«
»Dann viel Spaß.«
»He, John, was ist?« Tanner wollte sich aufregen. Ich aber drehte

mich um und winkte ihm zu.

»Keine Sorge, das packt ihr schon. Suko ist ebenso kompetent wie ich.« Ich hatte es eilig, denn mein Gefühl sagte mir, daß ich mit Helen Dexter eine Spur gefunden hatte. Sicherlich wußte sie mehr über Human Lohare als die meisten Menschen. Dann mußte sie sich auch mit dem Subkontinent Indien beschäftigt haben und konnte mich möglicherweise mit wichtigen Informationen versorgen.

Polizei im vornehmen Savoy Hotel. Da würden die Manager zunächst einmal tief Luft holen müssen. Natürlich gab es unter den Gästen in der Halle nur ein Thema. Man redete flüsternd über die Tat, schien mir den Polizisten anzusehen, denn die Blicke sprachen Bände. Keiner von ihnen traute sich, mich anzusprechen.

Ich hatte Helen Dexter eigentlich in der Halle erwartet, doch ich sah sie nicht. Dabei wußte ich nicht einmal, für welche Zeitung sie arbeitete.

Etwas enttäuscht ließ ich mich auf die Lehne eines Sessels sinken. Diese Spur war nicht verschwunden, aber sie würde erkalten. Dann fiel mir Bill Conolly ein.

Hatte Helen Dexter nicht von ihm gesprochen? Natürlich, sie kannte ihn, also würde er sie wohl auch kennen. Ein Anruf bei meinem Freund würde mir die nötige Klarheit verschaffen.

Dennoch, das Gefühl, etwas zu verpassen, das blieb in mir und verdichtete sich immer mehr…

***

Helen Dexter hätte gern mit dem Oberinspektor einen Kaffee getrunken, doch ihre Zeit war knapp bemessen. Sie gehörte zu den Menschen, die es schafften, einen ersten Bericht gleich druckreif über das Telefon in die Redaktion abgeben zu können, und das tat sie auch. Sie hatte den Chef vom Dienst am Apparat, der augenblicklich das Band anschloß.

»Dann rede mal, Süße. Wir hatten schon Angst, daß von dir nichts mehr kommt.«

»Keine Panik, Jeff. Hör lieber zu…«

Der Bericht war schlagzeilenwirksam. Der Chef vom Dienst fing an zu jubeln. »Das ist gut, Mädchen, das ist fast schön irre.«

»Ja? Ich bin immer besser.«

»Schön, wann sehe ich dich?«

»Nicht so schnell.«

»He, was ist? Willst du Urlaub machen?«

»Nein, aber ich glaube, eine Spur gefunden zu haben. Sicher bin ich mir nicht, doch…«

»Hintergründe?«

Helen schaute auf den Hörer, wo sich der Schweiß ihrer Hand

abzeichnete. »Nun ja, ich will noch nichts Konkretes sagen, weil ich es nicht kann. Es könnte allerdings sein. Schließlich kümmert sich Sinclair um den Fall.«

»Ho, der Geisterjäger?«

»So ist es. Ich kenne ihn bereits. Mal sehen, wie weit wir beide noch kommen.«

»An der Bettkante ist aber Schluß, Süße.«

»Jeff! Wir hören wieder voneinander.« Sie legte auf und verließ die Zelle.

Ein Kollege von der Konkurrenz grinste sie säuerlich an. »Da bist du ja verdammt schnell gewesen, Helen.«

»Das kann man wohl sagen.«

Er hob einen Daumen. »Ja, ja, du wirst irgendwann noch Karriere machen.«

»Du nicht?«

»Laß mich telefonieren.«

Er verschwand in der Zelle, und Helen dachte darüber nach, ob sie zurückgehen sollte oder nicht.

Sinclair war sicherlich ein interessanter Mann, der viel wußte, aber sie hatte noch ein anderes Eisen im Feuer liegen, das geschmiedet werden mußte.

Den Wagen hatte sie in die Tiefgarage gestellt. Es war ein Opel Corsa Swing. Sie liebte diesen roten Kleinwagen, mit dem sie auch in kleine Parklücken hineinkam.

In der Garage war von einer Polizeipräsenz nichts mehr zu merken. Helen mochte keine Tiefgaragen. In der letzten Zeit war es darin zu zahlreichen Überfällen gekommen, und dieses Gefühl ließ sich auch hier nicht vertreiben.

Zwar wunderte sie sich über die Sauberkeit sowie über die frisch gestrichenen Wände, die das Licht der Lampen gut reflektierten, aber die Gänsehaut klebte in ihrem Nacken fest.

Lauerte man ihr auf?

Helen wurde nervös. Daß sie allerdings den Überblick verlor, passierte ihr selten. Sie wußte nicht einmal, wo sie den Wagen abgestellt hatte und mußte suchen.

Bis ihr einfiel, daß er direkt an einer der Wände geparkt war. Dort lief sie hin, fand den roten Flitzer auch unbeschadet vor und sah keinen Menschen in der Nähe.

Sie schloß die Fahrertür auf. Die Kamera und die Tasche fanden auf dem Beifahrersitz ihren Platz.

Bevor Helen einstieg, warf sie einen Blick in den schmalen Fond.

Auch er war leer, bis auf die wenigen Zeitungen, die sich auf der Rückbank verteilten.

Du machst dich selbst verrückt, dachte Helen, stieg ein und zerrte die

Tür zu. Sicher rangierte sie den Wagen von der Wand weg. Als die Kurve eng wurde, quietschten die Reifen auf dem glatten Belag.

Woher stammte die Angst, dieses verflucht kalte Gefühl im Nacken, das die Haut enger zusammenzog.

Helen merkte nicht einmal, wie langsam sie fuhr. Das war gegen ihre sonstigen Gewohnheiten. Sie gehörte zu den Frauen, die als rasante Fahrerinnen sich schon einige Strafmandate geholt hatten.

Jetzt aber kroch sie durch die Garage.

Obwohl sie nichts sehen konnte, hatte sich doch etwas verändert. Es konnte durchaus an der Atmosphäre liegen, die sich in ihrem Fahrzeug ausgebreitet hatte.

Sie war ziemlich dumpf, gleichzeitig eisig und nicht mehr als ein Hauch. Helen bremste. Erst als sie stand, merkte sie, daß sie das eigentlich gewollt hatte. Es war, als hätte ihr ein anderer den Befehl dazu gegeben.

Dann stand sie.

Beide Hände umfaßten das Lenkrad. Sie schaute nach vorn durch die Scheibe. Sie hörte auch ein Geräusch. Weit entfernt verließ ein Fahrzeug die Garage.

Sie blieb in ihrem Corsa hocken. Mühsam hob sie den Kopf. Alles an ihr war plötzlich schwer geworden. Anstelle der Augenlider schien sie kleine Eisenplatten zu haben. Wenn sie den Kopf heben wollte, bereitete ihr auch dies Mühe. Sie schaute trotzdem in den Innenspiegel.

Da sah sie es!

Es war eine Wolke, ein Stück Nebel, der sich auf die blanke Fläche gelegt hatte und diese ausfüllte.

Eigentlich nicht zu erklären, sie hatte den Spiegel nicht angehaucht und…

Da hörte sie das Lachen.

Leise, kichernd. Wie ein böses Flüstern, das in ihrem Rücken aufgeklungen war.

Die Gänsehaut verdichtete sich noch mehr. Der Druck im Magen stieg ebenfalls. Sie hatte plötzlich das Gefühl, sich übergeben zu müssen, hörte dennoch hin und bekam mit, wie aus dem Lachen ein leises Flüstern wurde. Sehr genau konnte sie die Worte identifizieren.

»Wenn du tust, was ich dir sage, passiert dir nichts. Handelst du anders, wird es dir ergehen wie Human Lohare. Dann bist du sehr schnell tot.« Daß diese Worte kein Bluff waren, stellte sie eine Sekunde später fest. Da merkte sie, wie der Hauch kälter wurde, wobei er gleichzeitig seine Richtung veränderte.

Neben ihr saß der »Eisklumpen«.

Nein, kein Eis - ein Gespenst, ein Geist, und zwar der Geist einer Frau.

Sira hatte sich gezeigt!

***

Helen Dexter, die zu den forschen Personen gehörte, was die Ausübung ihres Jobs anging, rührte sich nicht. Sie konnte nicht einmal nachdenken, in ihrem Gehirn waren die Kontakte ausgeschaltet worden. Sie saß da, als wäre sie eingefroren.

Nur die Augen bewegte sie. Es war nicht einfach für sie, nach links zu schielen, um erkennen zu können, ob sie eine Chance hatte oder nicht. Jedenfalls sah sie keine Waffe, auch schien die Gestalt nicht direkt auf dem Sitz zu hocken. Es sah so aus, als würde sie darüber schweben. Bei einem derartigen Wesen konnte sie sich auch vorstellen, daß es durch Wände, Mauern und verschlossene Türen schritt.

Helen atmete nur durch die Nase. Was sie hier erlebte, faßte ihr Gehirn nicht. Das war völlig unrealistisch, so etwas kam höchstens in Geisterfilmen vor.

Ghostbusters in der Realität, dachte sie.

Aber es tat sich nichts. Nur die Kälte blieb, die sich bei Helen noch verstärkte, weil dieser Geist sich leicht bewegte und sie die Berührung an ihrem Arm spürte. Die Kälte drang durch den Mantelstoff, auch der Pullover bildete kein Hindernis. Dann blieb sie plötzlich auf ihrer Haut kleben.

Helen schloß die Augen. Ein Traum, schoß es ihr durch den Kopf. Das ist nur ein wilder Alptraum, aus dem ich erwachen werde. Himmel, das kann nicht sein. Ich will weg, ich will…

Sie wollte den Vorsatz in die Tat umsetzen, faßte bereits nach dem Türgriff, als sie das leise Pfeifen hörte. Einen Moment später blitzte etwas vor ihrem Gesicht auf, dann berührte dieses Etwas ihren Hals und blieb dort in einer ruhigen, dennoch lebensgefährlichen Lage zurück. Für die Dauer eines winzigen Augenblicks hatte sie den heftigen Schmerz gespürt, als dieser Gegenstand in die Haut hineingebissen hatte. Sie senkte den Blick. Nur durch Schielen konnte sie erkennen, daß es sich um eine Scheibe handelte, die an den Seiten scharf geschliffen sein mußte.

Ein Bild entstand vor ihren Augen, das mit Helens Schicksal nichts zu tun hatte.

Sie sah wieder Human Lohare in seinem Blut liegen. Gestorben war er durch die Halswunde. Er war vor den Augen zahlreicher Menschen regelrecht verblutet.

Jetzt befand sie sich auf dem Weg, das gleiche Schicksal zu erleiden. Das trieb die Furcht noch grausamer in ihr hoch. Sie erstickte beinahe daran.

»Nun?«

Das Geistwesen hatte nur dieses eine Wort gesprochen. Ein leises böses Flüstern, mehr nicht, doch es trug nicht dazu bei, ihre Angst zurückzudrängen. Im Gegenteil, sie lag in Helens Magen wie ein dicker Stein, der sogar das Atmen erschwerte.

Intervallweise nur schaffte die Reporterin es, nach Luft zu schnappen. Endlich war sie soweit, daß sie auch eine klare Frage stellen konnte. »Was willst du?«

»Mit dir reden.«

»Wer bist du?«

»Sira.«

Helen glaubte nicht, daß die Person gelogen hatte. Nur konnte sie mit dieser Antwort nichts anfangen. Der Name klang ihr einfach zu fremd. Er paßte nicht nach England, er war mehr auf ein fremdes Land konzentriert, so fremd eben wie Human Lohare.

Indien also!

Die kreisrunde Waffe verschwand so schnell, wie sie erschienen war. Zum erstenmal atmete Helen Dexter wieder tief durch. Die kleinen, grauen Zellen fingen wieder an zu arbeiten. Sie dachte sehr realistisch. Hätte die Person vorgehabt, sie zu töten, hätte sie dies schon längst tun können. Dann wäre Helen tot gewesen. So aber ging sie davon aus, daß die Unheimliche etwas von ihr wollte.

Helen hatte sie nicht einmal richtig sehen können. Sie traute sich endlich, die Hände zu bewegen und legte die beiden Flächen gegeneinander, wobei sie sich wunderte, daß die Schweißschicht nicht vorhanden war. Die Haut war trocken.

»Du hast ihn getötet, nicht?« Wie von selbst flossen die Worte über ihre Lippen.

»Das stimmt.«

»Warum? Warum tötet man einen solchen Menschen, der doch nichts als Frieden gewollt hat?«

»Er hätte zu sehr geredet. Es wäre jemand zu ihm gekommen, den ich einfach nicht mag.«

»Wer denn?«

»Ich konnte dich beobachten. Du hast dich mit ihm unterhalten, bevor du gegangen bist.«

»Das war John Sinclair!«

»Ihn genau meine ich!« flüsterte die Unheimliche. »Um John Sinclair geht es mir.«

Helen Dexter wußte nicht, was sie darauf antworten sollte. So gut kannte sie den Geisterjäger nicht.

Okay, sie hatte mit ihm einige Worte gesprochen, sie wußte nur, wer er war und welchem Job er nachging, aber viel würde sie Sira nicht sagen können.

»Darf ich dich anschauen?«

Siras Lachen klang, als würde Wasserdampf aus einem undichten Ventil strömen. »Wenn du willst?«

Helen wußte selbst nicht, weshalb ihr Herz schneller klopfte, als sie den Kopf nach links drehte.

Vielleicht war es die tiefe Furcht vor einer schrecklichen Entdeckung.

Sie schaute hin.

Auch das Geistwesen hatte sich gedreht. Es sah die Frau auf dem Fahrersitz frontal an.

Nichts passierte.

So ruhig wie eine Plastik hockte die Person neben ihr. Helen mußte sich erst daran gewöhnen, daß es feinstoffliche Wesen gab. Wieder siegte ihre Neugierde.

Als sie den Zeigefinger ausstreckte, da sah sie, wie er anfing zu zittern. Helen gab nicht auf. Sie bohrte den ausgestreckten Finger in die Geistgestalt hinein.

Als Reporterin fielen ihr natürlich Vergleiche ein. Und sie überkam der Eindruck, als hätte sie den Finger in eine feuchte Nebelwand gesteckt. Anders konnte es da auch nicht sein.

Das Wesen regte sich nicht. Es bestand nur aus einem weißen, hellen, nebelhaften Umriß. Es konnte ein Kleid anhaben, aber auch darauf verzichten, da war nichts, was sie hätte richtig beschreiben können, selbst das Gesicht nicht.

Es war ebenfalls bleich und weiß. Bei genauerem Hinsehen allerdings kam es Helen vor, als hätte jemand die Umrisse mit grünem Puder nachgezeichnet.

Sie schluckte, räusperte sich und stellte fest, daß sie sich an ihren unheimlichen Gast auf dem Beifahrersitz gewöhnt hatte. Auch die Angst war gewichen. Sie hatte einer gewissen Spannung Platz geschaffen.

»Wie kannst du als Geist erscheinen?« hörte sich Helen fragen. Ihre eigene Stimme kam ihr fremd vor.

»Es hat lange gedauert, aber ich habe es geschafft. Ich bin in der Lage, meinen Geist von meinem Körper zu lösen.«

Die Reporterin wußte Bescheid. »Bilokation? An zwei Stellen zugleich sein?«

»Ja, das stimmt.«

»Und wo befindet sich dein eigentlicher Körper?« Sie war gespannt auf die Antwort, schielte aus dem Wagen, weil sie durchaus damit rechnete, daß er sich in der Nähe aufhielt.

Helen wurde enttäuscht, die Antwort jedoch, auch wenn sie nur gewispert war, ließ sie zusammenzucken. »Das ist einfach gesagt. Er ist vernichtet worden.«

»Wie bitte?«

»Ja, man hat mich getötet. Meinen Körper, meine ich. Aber nicht den

Astralleib.«
Diese Tatsache mußte Helen Dexter zunächst einmal verdauen. Sie wischte mit einer fahrigen Geste über ihr Haar, schüttelte den Kopf, legte die Stirn in Falten und fragte schließlich: »Dann bist du doch nicht so mächtig, wie ich dachte.«
»Als Astralleib schon.«
»Und wer tötete deinen Körper?«
»Es war ein Mann, den auch du kennst. Er heißt John Sinclair.«
»Nein, ich…«
»Doch. Auch wenn du dich darüber erschreckt zeigst, er hat es getan. Es geschah in Indien, in der geheimnisvollen Palmblatt-Bibliothek. Dort hat es mich dann erwischt.«
Für Helen Dexter wurde der Fall immer verworrener. Sie dachte über ihn nach und versuchte dabei, Zusammenhänge zu finden, was ihr allerdings nicht so recht gelang. Schließlich hatte sie sich zu einer Frage entschlossen. »Und jetzt willst du dich rächen?«
»Ja, so ist es.«
»Aber was habe ich damit zu tun? Ich weiß doch nicht Bescheid…«
»Doch, Helen, du weißt viel. Du wirst bald vieles wissen, denn ich habe mich entschlossen, dich als Helferin einzuspannen. Es wird dir nichts anderes übrigbleiben, als an meiner Seite zu kämpfen, willst du nicht das gleiche Schicksal erleiden wie Human Lohare. So wird es laufen, das kann ich dir versprechen.«
Helen war geschockt. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Fahrig strich sie durch ihr Haar, bewegte die Augenlider, schaute aus dem Fenster und stellte eine Frage, die direkt mit ihrem Schicksal nichts zu tun hatte. »Warum hast du Lohare getötet?«
»Er mußte einfach sterben. Er hätte sich mit John Sinclair getroffen und ihn mit Informationen versorgt, die ich verhindern wollte. Allein das war der Grund.«
»So ist das.«
»Du hast es nicht begriffen?«
»Nein. Könntest du mich dann bitte aufklären?«
»Das werde ich nicht tun. Er wird dich darauf ansprechen, glaube mir. Ich werde dir nur sagen, wie du dich zu verhalten hast. Du wirst dich mit ihm beschäftigen und ihm erklären, daß es wichtig für ihn ist, einen bestimmten Ort aufzusuchen. Es ist ein heiliger Flecken Erde, wo du eine bestimmte Maske finden wirst. Sie ist wichtig für euch, das heißt, für ihn.«
»Was geschieht dann?«
»Ich kann es dir nicht sagen. Und noch etwas, Helen. In Sinclairs Besitz befindet sich etwas, das mir gehört. Es ist ein altes Palmblatt. Du wirst versuchen, es an dich zu nehmen, um es zu verbrennen. Mehr verlange ich nicht. Ich bin fest davon überzeugt, daß es bei

deiner Geschicklichkeit gelingen wird.«
»Was ist mit dem Blatt?«
»Verbrenne es!«
Helen schrak nach dieser Antwort zusammen, weil ein eisiger Hauch über ihre Gesichtshaut streifte.
Sekunden danach öffnete sie die Augen wieder und sah sich allein im Wagen.
Helen kam sich vor wie eine Schaufensterpuppe, die jemand hinter das Lenkrad gesetzt hatte. Doch in ihr schlug ein Herz, sie konnte atmen, sie konnte Gedanken formulieren, und sie duckte sich plötzlich, als es gegen die Seitenscheibe klopfte.
Helen drehte den Kopf.
Hinter der Scheibe sah das Gesicht aus, als würde es schwimmen. Der Mann trug die Uniform eines Hotelangestellten. Neben ihm standen zwei Koffer.
Helen kurbelte die Scheibe nach unten. Das junge Gesicht des Pagen verzog sich unwillig. »Sie können hier nicht parken«, erklärte er. »Ein Gast will abreisen, und Sie stehen im Weg.«
»Was stehe ich?« Helen war zu durcheinander.
»Im Weg, Madam!«
Sie schaute ihn derart ungewöhnlich an, daß der Page lachen mußte. »Ja, schon gut, sorry. Ich habe nur nachgedacht. Der Mord war einfach zu schlimm. Das schüttelt man nicht so einfach ab, glaube ich.«
»Stimmt, Madam.«
Sie startete den Wagen. Der Page schaute ihr nach, wie sie in Richtung Ausfahrt rollte.
Seltsame Frau dachte er und kümmerte sich wieder um das Gepäck des abreisenden Gastes…

***

»Was willst du denn mit Helen Dexter, John? Schmeißt du dich jetzt an meine Kolleginnen heran, nachdem Glenda sauer auf dich gewesen ist?«
Damit hatte Bill auf einen Fall angespielt, der Glenda fast zum Verhängnis geworden wäre. »Nein, das meine ich nicht.«
»Wie geht es ihr eigentlich?«
»Sie ist operiert worden. Die große Krise wird noch kommen. Genaues weiß ich auch nicht.«
»Meinst du denn, daß sie es schafft?«
Meine Stimme versagte beinahe vor der Antwort. »Ich hoffe es, Bill. Man kann nur beten.«
»Das glaube ich auch.«
Natürlich hatte ich oft genug an den letzten Fall und an Glenda

gedacht. Aber ich konnte einfach nichts tun. Außerdem ging mein Job weiter, und für den brauchte ich meine volle Konzentration.

»Ich kenne Helen Dexter.«

»Okay, Bill, wie ist sie? Ist sie gut?«

Mein Freund lachte. »In ihrem Job, meinst du?«

»Ja.«

»Das kann man sagen. Sie ist eine Ellbogenperson, die sich nichts gefallen läßt. Wer sich als Frau in den Redaktionen durchbeißt, wo auch nicht eben Waisenknaben beschäftigt sind, der muß schon ein verdammt dickes Fell haben.«

»Ist sie bekannt für spektakuläre Fälle?«

»Wie meinst du das?«

»Geht sie ungewöhnliche Wege? Reißt sie sich um gefährliche Aufträge und Reportagen? So ähnlich wie du.«

»Das kann ich dir nicht sagen, John. Ich bin ja dabei, mich um Dinge zu kümmern, die man als geheimnisvoll bezeichnen kann. Meinetwegen auch unerklärlich. Ich habe wieder etwas in der Schublade, das wir uns ansehen sollten. In den Alpen, John…«

»Bitte später.«

»Okay, schon gut. So wie ich ist sie nicht. Man hat sie aber deshalb zu dieser Konferenz geschickt, weil sie Indienkennerin ist. Mir ist nicht bekannt, ob sie dort einmal gewohnt hat, aber es gibt Artikel von ihr, die sich mit Indien beschäftigen. Frage mich nur nicht, wo sie erschienen sind. Ich weiß nur, daß Helen darüber geschrieben hat. Nicht einmal schlecht.«

»Okay, Bill, danke. Jetzt brauchte ich nur mehr ihre Adresse. Die wirst du doch wissen.«

»Ja, warte.«

Ich hörte es rascheln, dazu erklang Bills Murmeln, dann wußte ich, wo sie wohnte.

Natürlich in London, auch nicht all zu weit von der City of London entfernt, und zwar in Whitechapel, einem Stadtteil, der von der breiten Comercial Road durchschnitten wird. Über diese Straße rollte ich, als ich an das Gespräch dachte.

Eine Gegend, in der es sich noch lohnte zu wohnen. Die Mieten waren einigermaßen erschwinglich, die Häuser sahen gepflegt aus. Hier bekam auch noch der kleine Geschäftsmann die Chance, seine Waren zu verkaufen und zu überleben.

Ich mußte in den nördlichen Teil, also weg von der Themse. An der großen, in einem Park liegenden Bücherei fuhr ich rechts ab, in eine Straße hinein, wo Bäume standen, deren Laub bereits eine erste herbstliche Färbung bekommen hatte.

Da zeigten sich wunderschöne Farben. Der Sommer hatte sich längst verabschiedet, auch wenn über London die Sonne schien. Es war

jedoch eine Oktobersonne, nicht mehr so kräftig, dafür blasser aussehend.

Das Haus, in dem Helen Dexter wohnte, stand etwas versetzt. Es machte einen imposanten Eindruck. Wahrscheinlich lag es an den beiden Säulen rechts und links der Tür, die irgend jemand aus einer Laune heraus dorthin gestellt hatte. Von der Architektur her paßten sie nicht zu der Hausfront.

Vor dem Haus ließ ich den Rover auf dem freien Platz ausrollen, stieg aus und ging auf die Haustür zu, die von einer Frau so heftig aufgerissen wurde, daß ich erschrak.

Sie trug einen geblümten Kittel und hielt einen Wischlappen in der rechten Hand.

»Da können Sie nicht parken.«

»Warum nicht?«

»Ist privat.«

»Ich muß aber zu Miß Dexter.«

»Meinetwegen, aber…«

»Dienstlich.« Ich zeigte ihr meinen Ausweis, bevor sie noch weiter zeterte und mich aufhielt.

»Ach so«, sagte sie.

»Alles klar?«

»ja. Ich habe Sie hier noch nie gesehen. Wissen Sie denn, wo Miß Dexter wohnt?«

Ich hatte bereits einen Blick auf das Klingelbrett geworfen. »Ja, in der zweiten Etage.«

»Stimmt.«

»Danke, bemühen Sie sich nicht.« Sie wollte einen Wassereimer zur Seite stellen, ich aber stieg kurzerhand über ihn hinweg und betrat das ziemlich düstere Treppenhaus. Die Wände wiesen einen bis zu meiner Schulter reichenden Sockel aus grünen Fliesen auf. Grün war auch das Geländer der Treppe angestrichen.

Meine Tritte hinterließen einen leicht dumpfen Klang auf den breiten Stufen. Hinter mir fing die Frau an zu wischen, während ich höher in diese alte Mietshauswelt hineinstieg. Die Atmosphäre war ganz anders als die in dem Hochhaus, in dem ich lebte. Nicht schlechter, das gab ich gern zu. Im Flur verteilten sich drei Türen. Die mittlere mußte ich nehmen, um Helen Dexter besuchen zu können.

Ich wollte schon klingeln, als ich sah, daß es nicht nötig war, denn die Tür stand spaltbreit offen.

Vorsichtig drückte ich die Tür weiter auf, schaute in den breiten Flur, an dessen Wänden zahlreiche Fotos hingen.

Nur von Helen sah ich nichts.

Klar, daß mich ein ungutes Gefühl beschlich. Das hat wohl jeder, wenn er allein eine fremde Wohnung betritt. Meine Waffe ließ ich

stecken, vorsichtig war ich schon und versuchte auch, meine Schrittgeräusche so weit wie möglich zu dämpfen.

In mehrere Zimmer schaute ich. Bad und Schlafzimmer gehörten zu den kleinen Räumen, während der Wohnraum mit dem großen Fenster ziemlich geräumig war, so daß auch noch ein breites Brett seinen Platz darin hatte finden können.

Keine Spur von der Reporterin.

Das Zimmer sah nicht unbedingt klinisch rein aus, wirkte aber auch nicht unaufgeräumt. Man konnte sofort erkennen, daß hier jemand wohnte und nicht in einem Ausstellungsstück sein Leben verbrachte.

Mitten im Raum hatte ich angehalten, drehte mich dabei auf der Stelle und dachte darüber nach, aus welch einem Grund die Tür nicht verschlossen gewesen war.

Sollte mich jemand gelockt haben?

Meine Blicke tasteten die Wände des Wohnraums ab. Bilder erzählen oft viel über die Menschen, die mit ihnen leben. Diese hier wirkten wie Fotografien, die jemand mit meist blassen grünen und blauen Farben nachträglich koloriert hatte.

Ein Zweig der modernen Kunst, wie ich annahm. So genau kannte ich die Trends nicht.

Bis ich mich wunderte, denn an einer Stelle der hell gestrichenen Wand hing ein Gegenstand, der meiner bescheidenen Meinung auch nicht hierher paßte.

Es war ein Gesicht!

Nein, doch nicht. Beim Nähertreten entdeckte ich, daß an der Wand eine Maske hing.

Und sie machte auf mich einen abstoßenden Eindruck. Sie bestand aus dunklem Holz. Die Maske stellte ein Gesicht dar, bei dem sogar Haare vorhanden waren.

Sie hingen wie dichtes Gestrüpp in die Stirn hinein. Eine Nase war nur angedeutet, ein Klumpen, mehr konnte ich wirklich nicht sehen.

Dafür aber das offenstehende Maul!

Ich schauderte unwillkürlich, als ich es betrachtete. Es war einfach häßlich und übergroß. Dabei mit derartig mächtigen Zahnreihen versehen, daß die beiden schon aussahen wie drei oder vier.

Über dem Maul und auch über der Nase sahen die Augen aus wie breite, Schlitze. Pupillen sah ich nicht, denn die Augen wurden ebenfalls von einer braunen Masse ausgefüllt.

Die Maske hing an der Wand, als hätte sie nichts zu bedeuten, aber ich war da anderer Meinung. Für mich strahlten sie etwas Böses ab, und ich dachte unwillkürlich an die Maske des Totengottes Jama, die Sira bei sich getragen hatte, bevor es mir gelungen war, ihren Körper zu vernichten.

Daß die Maske aus Indien stammte, konnte ich mir gut vorstellen.

Auch Helen Dexter kannte sich in diesem Land aus. Möglicherweise hatte sie die Maske von ihren Reisen mitgebracht. Nur paßte sie nicht zu dem übrigen Wandschmuck. Sie fiel einfach ab und auch ab zwischen all den kleinen Kunstwerken.

Ich hatte normalerweise nicht das Recht, mich mit den Dingen in der Wohnung zu beschäftigen, aber diese Maske wollte mir einfach nicht aus dem Sinn. Ich glaubte fest daran, daß mehr dahinter steckte. Es wäre nicht das erstemal gewesen, daß in Masken ein gewisses, unheiliges Leben steckte.

Sie von der Wand zu nehmen, traute ich mich nicht, aber berühren wollte ich sie und dabei feststellen, aus welch einem Material sie bestand. Zwar erinnerte es mich an Baumrinde, wegen der tiefen Furchen und Schnitzstellen in den Wangen, aber daran wollte ich nicht so recht glauben. Dicht vor ihr blieb ich stehen und hob die Arme so weit an, daß ich die Maske berühren konnte.

Nein, sie bestand nicht aus Rinde. Dazu war sie einfach zu schwer. Aus einer kompakten Masse war sie gefertigt worden, sicherlich ein Holz, wie es nur in Südasien wuchs.

Ich klopfte mit dem Fingernagel dagegen. Ich hatte auch probiert, ob es sich bei dieser Maske um ein warmes Material handelte, aber das stimmte nicht.

Es fühlte sich normal an, war nicht durch irgendwelche Kräfte aufgeheizt worden.

Trotzdem stand ich vor einem Rätsel. Und Rätsel brauchen eine Lösung.

Bei dieser Maske war es nicht anders.

Den Schlüssel zur Lösung trug ich möglicherweise bei mir, denn ich dachte sofort an mein Kreuz.

Von ihm strömte eine sehr positive Energie aus, die auch das berührte, was als indische Mythologie angesehen werden konnte. Das heißt, in das Kreuz war die Heilige Silbe Indiens eingraviert worden - das mächtige AUM. Ich hatte die drei Buchstaben in der Bibliothek ausgesprochen und deshalb einen Sieg erreichen können.

Hier war nicht der Ort, um die Silbe hinzusetzen. Das wäre mir nie verziehen worden, zudem bestand für mich keine Lebensgefahr.

Die braune Maske hing in Augenhöhe, für mich gut sichtbar. Ich ließ sie auch nicht aus dem Blick, als ich mein Kreuz unter dem Hemd hervornestelte.

Kaum hielt ich es in der Hand, als es geschah.

Urplötzlich flammten die beiden Augen schockgrün auf!

***

Ich spürte den Bannstrahl des Bösen oder Unheimlichen wie einen Stich ins Herz. Nicht nur die Augen zeigten eine kalte, grüne Farbe,

auch das Maul bewegte sich. Es öffnete sie derart weit, daß ich in einen Rachen schauen konnte.

Das Loch war groß. Die Zahnreihen ließen genügend freien Raum, um den Qualm aus der Öffnung zu drücken, der mir als widerlicher, ebenfalls giftgrüner Dampf entgegenquoll.

Ich mußte zurück, denn der Qualm raubte mir den Atem. Hinter ihm verschwand die Maske, die ich auch dann nicht sah, als ich gegen einen der weichen Sessel stieß, meine Beretta zog, um eine geweihte Silberkugel in das Zentrum des Qualms zu feuern.

In diesem Moment hörte ich Schritte. Dem Klang nach zu urteilen, waren es die einer Frau, die den Flur durchquerte und gleich im Wohnraum stehen mußte.

Ich ließ die Maske in Ruhe und lief in den Flur. Dabei hatte ich den Eindruck, über dem Boden zu schweben, und vor meinen Augen bildeten sich farbige Nebel.

Der Rauch, dachte ich, der verdammte Rauch. Ich stolperte über die Schwelle, sah die Gestalt im langen Mantel und erkannte trotz allem, daß Helen Dexter die Wohnung betreten hatte.

Ihr fiel ich in die Arme!

Es war wie ein plötzliches Fliegen. Ich schaffte es nicht mehr, mich auf den Beinen zu halten, dann umklammerten mich starke Hände, ich hörte einen verwunderten Laut und die anschließende Frage.

»Was ist denn los, John?«

In meinen Beinen war noch immer das weiche Gefühl vorhanden. Ich war ihr etwas zu schwer, deshalb ging sie zurück und drehte sich auch, um sich mit dem Rücken an die Wand zu lehnen, wo sie eine Stütze bekommen hatte.

Mir ging es glücklicherweise wieder besser. Wenn ich atmete, saugte ich die normale Luft ein und nicht mehr die vergiftete.

»Okay, John? Ist es okay?«

»Moment!« ächzte ich und befreite mich von ihr. Ich konnte wieder ohne Stütze stehen, auch wenn sich in meinem Kopf noch das taube Gefühl ausgebreitet hatte.

Helen stand vor mir. Ihr Gesicht war, wie man so schön sagte, ein einziges Fragezeichen.

»Was ist denn passiert?«

»Nichts weiter. Man hat nur versucht, mich zu vergiften.«

»Was?« schrie sie, preßte eine Hand gegen die Lippen, befreite sie aber sofort wieder. »In meiner Wohnung?«

»Sicher. Die Tür stand offen. Ich konnte hineingehen und nahm die Einladung an.«

Helen Dexter bekam eine Gänsehaut. »Eine offene Tür«, flüsterte sie. »Meine Güte, wie ist das möglich?«

»Haben Sie nicht…?«

»Doch, ich habe abgeschlossen.«
»Dann war es die Maske.«
»Moment mal«, flüsterte Helen, »welche Maske?«
»Die aus dem Wohnraum.«
»Woher bitte?« Helen hatte ein Gesicht aufgesetzt, aus dem mir Nichtwissen und Überraschung entgegenstrahlten. »Da komme ich nicht mit, John. Es… es gibt keine Maske in meinem Wohnraum.«
»Sollen wir wetten?«
»Ich halte dagegen.«
War ich denn völlig durcheinander? Mir ging es wieder gut. Prüfend schaute ich Helen an, konnte allerdings keine Falschheit in ihren Augen entdecken.
»Kommen Sie mit.«
Sie wollte mich beim Gehen überholen, ich streckte den linken Arm aus und hielt sie zurück.
Im geräumigen Wohnraum hatte sich nichts verändert. Weder sah noch roch ich den Nebel.
»Jetzt brauchen Sie mir nur die Maske zu zeigen«, sagte Helen hinter mir. »Darauf bin ich wirklich gespannt.«
»Klar doch, hier ist…« Das nächste Wort blieb mir im Hals stecken.
Nichts war da, gar nichts.
Die Maske war verschwunden!

***

Ich sagte nichts, hielt die Luft an, hörte jedoch Helen Dexter in meiner unmittelbaren Nähe scharf durchatmen. »Was war denn mit der Maske?« fragte sie leise.
Ich schloß für einen Moment die Augen, wollte mich beruhigen. Danach streckte ich den Arm aus und deutete auf die bestimmte Stelle an der Wand.
»Hat sie dort gehangen?«
»Sicher.«
Helen ging hin und tastete die Wand ab. »Es ist nichts zu sehen«, erklärte sie. »Nicht einmal ein Abdruck. Dann will ich Ihnen noch sagen, daß eine Maske hier nie gehangen hat. Ich habe mir diesen Teil der Wand bewußt freigehalten, weil ich dort ein neues Bild aufhängen wollte. Woanders habe ich keinen Platz mehr.« Jetzt schaute sie mich herausfordernd an, sie wollte eine Antwort.
»Glauben Sie denn, daß ich gelogen habe?«
Die Reporterin hob die Schultern. »Das kann ich mir ehrlich gesägt auch nicht vorstellen. Ich kenne Sie zwar erst seit kurzem persönlich, John, aber ich habe über Sie einiges in den Zeitungen gelesen. Wirklich, ich kann mir nicht…«
»Sie war da, glauben Sie mir.«

»Und weiter.« Helen ging an mir vorbei. Auf einem gläsernen Wagen standen Flaschen und Gläser.

Für einen Moment schaute sie darauf nieder und entschied sich für einen Whisky.

»Sie auch, John?«

»Auf den Schreck könnte ich einen vertragen.«

»Das meine ich auch.« Mit zwei Gläsern in den Händen kehrte sie zu mir zurück.

Wir tranken. Ich sah ihren prüfenden Blick auf mich gerichtet, und sie schüttelte den Kopf. »Die Tür stand also auf. Ich versichere Ihnen, daß ich keine Schuld daran trug. Ich weiß nicht, wer die Tür geöffnet und meine Wohnung betreten hat.«

»Wieso nehmen Sie das an?«

Helen Dexter lächelte. »Hätte sonst die Maske an der Wand gehangen? Die erfüllte sicherlich einen Zweck. Ich will Ihnen sagen, John, daß es gewisse Dinge gibt, die ich zwar nicht verstehe, sie aber trotzdem akzeptiere, vor allen Dingen dann, wenn sie mir von einem Mann wie Ihnen erzählt werden. Das denke ich schon.«

»Sie gehen also davon aus, daß ich mich nicht geirrt habe.«

»So ist es.«

»Können Sie sich vorstellen, wer die Maske in Ihrer Wohnung aufgehängt hat?« Ich nahm den letzten Schluck und stellte das leere Glas zur Seite.

»Hm«, machte sie und zog ein nachdenkliches Gesicht. »Da bin ich natürlich überfragt.«

»Gibt es in Ihrem Freundeskreis Menschen, die so etwas sammeln?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Okay, Helen, das ist auch nicht das Problem. Für mich geht es um andere Dinge. Halten wir fest. Die Tür war nicht geschlossen. Man wollte, daß ich die Wohnung betrat.«

»Stimmt.«

»Ich sah die Maske, die, als ich sie untersuchte, schockgrüne Augen bekam. Gleichzeitig drang Rauch aus ihrem Mund, den ich - wenn auch nur in kleinen Mengen - zwangsläufig einatmen mußte. Der Qualm war vergiftet. Ich konnte mich zwar auf den Beinen halten, das war auch alles. Lief in den Flur, wo Sie die Wohnung soeben betreten hatten und mich stützen konnten. Und jetzt ist die Maske weg.«

»Hat sie einer geholt?« fragte Helen.

»Davon könnte man ausgehen.«

»Warum tun Sie es nicht?«

Ich lächelte schief. »Dann hätte ich die Person zuvor sehen müssen. Außer mir hat niemand die Wohnung betreten, das schwöre ich. Ich bin außer Ihnen keinem Menschen hier begegnet.«

Sie schaute mich an und räusperte sich. »Tut mir leid, ich kann Ihnen

keine Erklärung liefern.«

»Obwohl es eine geben muß, die mit Ihnen in einem unmittelbaren Zusammenhang steht.«

»Tatsächlich?«

»Ja, denn meine unsichtbaren Gegner haben sich Ihre Wohnung nicht grundlos ausgesucht. Letztendlich geht es nicht um die Maske, sondern um die geheimnisvolle Killerin Sira. Vielmehr um ihren Astralleib. Dagegen können auch Sie nicht sprechen.«

»Aber ich kenne sie nicht.«

Die Antwort irritierte mich. Nicht wegen ihrer Worte, sie hatten einen seltsamen Klang gehabt und sich angehört, als wäre Helen weit von mir entfernt, wobei sie in eine Röhre sprach, um mir etwas zu sagen. Das fand ich seltsam.

Ich ging auf sie zu.

Helens Gesicht bewegte sich. Vielleicht sollte es ein Lächeln werden. Mir kam es vor, als wäre ihre Haut aus Gummi, an dem mehrere Finger herumzupften.

»Ist Ihnen nicht gut, John? Sie sind so blaß. Wollen Sie sich lieber setzen?«

»Das… das wird wohl besser sein.«

»Dann bitte. Moment.« Sie wich zur Seite und räumte bunte Kissen von der Couch.

Ich hielt einen Arm ausgestreckt. Bei jedem Schritt sackte ich etwas tiefer ein. Schließlich blieb ich stehen, drehte mich und ließ mich nach hinten fallen.

Die weiche Unterlage fing mich auf. Ich federte noch einmal nach, dann war alles okay.

Ich saß und kam mir vor wie in einer gewaltigen Woge, die mich von beiden Seiten festhielt.

Helen hatte sich gekniet. Sie schaute mich an. Ihr Gesicht tanzte, es zerfiel, aber ihre Stimme klang klar und deutlich. »Sorry, John, aber ich mußte es tun.«

»W… was tun…?«

»Die Tropfen im Whisky. Manchmal lohnt es sich, wenn man sie als alleinstehende Person besitzt. Es gibt immer Möglichkeiten, sie einzusetzen. So wie jetzt.«

»Ja«, flüsterte sie. »Ja, das meine ich auch.« Ich hielt die Augen halb geschlossen, wollte meine Arme anwinkeln, um mich abzustützen, auch das gelang mir nicht mehr. Statt dessen sah ich, wie sich Helen schlangengleich auf mich zubewegte.

»Was wollen… Sie?«

»Nichts Böses, John. Ich muß bei Ihnen nur etwas finden. Man hat es mir gesagt, verstehen Sie? Ich werde Ihnen später alles erklären, aber jetzt müssen Sie mich…«

»Ich habe nichts.«

Mein Protest nutzte nichts, denn ihre Hände glitten bereits über meine Brust. Sie hätte mir alle Waffen abnehmen können, die jedoch interessierten sie nicht. Sie wollte etwas anderes haben. Und zwar das Palmblatt, das für uns so ungemein wichtig war.

Flink glitten ihre Finger in die breite Innentasche. Dort steckte es tatsächlich, und es klemmte zwischen den Platten aus Acrylglas. Das war nicht so schwer wie normales.

Da sich der Stoff an den Ecken verhakte, mußte sie schon etwas zerren, hatte es schließlich geschafft, was sie mit einem tiefen Aufstöhnen kundtat.

Ich hing auf der weichen Couch, ohne mich rühren zu können. Wenn ich zu lange auf eine bestimmte Stelle schaute, fingen meine Augen an zu brennen, als hätte mir jemand Pfeffer hineingestreut.

Helen kniete noch. Sie schaute gegen die Platte, aber sie tat es mit einem Blick, der kein Verständnis zeigte. Wahrscheinlich konnte sie mit der Beute nichts anfangen.

»Wer?« fragte ich leise und ächzend. »Wer hat dich beauftragt, Mädchen? War es sie?«

»Ja, ihr Geist.«

»Sira also.« Ich schüttelte den Kopf. »Es ist nicht gut, es ist nicht gut, wenn du dich mit ihr einläßt.«

»Ich mußte es tun. Sie hätte mich sonst getötet. Mit der Waffe, durch die auch Human Lohare gestorben ist.«

Mir fiel das Sprechen auch jetzt schwer. Die Zunge lag träge im Mund. »Du… du hast sie gekannt?«

»Seit kurzem. Sie erschien mir in meinem Wagen. Sie wollte, daß ich dich reinlege. Wenn nicht, wäre ich getötet worden, verstehst du? Dann sprach sie von dieser alten Schrift. Ich mußte sie ihr mitbringen, sie ist wichtig für sie.« Helen hielt das unter Glas klemmende Palmblatt fest und betrachtete es. »Was ist so wichtig?« fragte sie. »Wenn du noch reden kannst, sage es mir.«

»Es geht um das Leben eines Menschen!« flüsterte ich. »Wenn Sira es in die Finger bekommt, weiß ich nicht, wie ich diesen Menschen vor Unheil bewahren soll. Auf dem Blatt ist das Schicksal zu lesen. Verstehst du? Der Mensch würde eventuell sterben oder in ewiger Umnachtung als Blutsauger weiterleben.«

Die Reporterin holte tief Luft. »Wer ist es, John? Wer ist dieser Mensch? Steht er dir nahe?«

»Er stand mir nahe!« keuchte ich. »Jetzt nicht mehr, denn er gehört zu den Blutsaugern. Es ist eine Frau. Nadine Berger heißt sie. Sie hat das Schicksal verflucht hart getroffen.«

Helen Dexter stand vor mir und überlegte. Trotz meines miesen Zustands stellte ich fest, daß ihr Gewissen sie plagte. Sie wußte nicht,

wie sie sich verhalten sollte. »Trage ich daran die Schuld, wenn dieser Mensch für alle Ewigkeiten als Vampir umherläuft?«
»Indirekt schon.«
»Aber mein Leben ist mir wertvoller.«
»Das verstehe ich sehr gut. Vielleicht können wir es gemeinsam schützen.«
»Vor Sira?« flüsterte sie erstaunt.
»Ja.«
»Sie ist zu mächtig. Es kann sie niemand aufhalten, das habe ich doch erlebt.«
»Es gibt Ausnahmen. Ich kann sie aufhalten. Hätte sie dich sonst angeworben?«
Die Reporterin überlegte. Mir gab dies Hoffnung. Sie stand noch nicht voll auf der anderen Seite.
»Ich weiß«, sagte sie, ihre Haare dabei zurückstreichend, »ich bin da in etwas hineingeraten, das ich nicht überblicken kann.«
»Wie sollte es denn weitergehen?«
»Das hat sie mir nicht gesagt. Aber sie wird, erscheinen, das weiß ich genau.«
»Ja, urplötzlich ist sie da.« Ich holte tief Luft und bat um ein Glas Wasser.
»Das hole ich.« Bevor Helen in der Küche verschwand, legte sie das Palmblatt zur Seite. Ich war happy, daß es ausgerechnet in meiner Reichweite seinen Platz gefunden hatte. Mit der rechten Hand konnte ich es an mich nehmen. Als es wieder in meiner Innentasche steckte, ging es mir wohler.
Mit dem halb gefüllten Glas in der Hand kehrte sie zurück. »Wo ist es?« fragte sie.
»Ich habe es eingesteckt.«
Helen erschrak. Durch die Bewegung schwappte Wasser über und rann außen am Glas entlang. Ich konnte mich endlich wieder bewegen, auch wenn ich ihr den Arm langsam entgegenstreckte. Die Tropfen hatten es in sich gehabt. Mein Kopf fühlte sich an, als wäre er mit Gummi gefüllt worden.
Nach dem Trinken wollte ich wissen, wie lange die Wirkung anhielt.
»Das kommt auf den Menschen an. Je nach dem, welche Konstitution er besitzt.«
»Ich hoffe, daß meine relativ gut ist. Würden Sie mir mal auf die Beine helfen?«
Sie mußte beide Hände zu Hilfe nehmen, um mich auf die Beine ziehen zu können.
Zitternd und schwankend stand ich da. Noch bewegte sich das Zimmer, ich mußte mich auch festhalten, aber ich würde es überstehen. »Holen Sie Ihren Mantel und packen Sie das Nötigste in

einen Koffer.«
Helen zwinkerte überrascht. »Soll ich verreisen?«
»Es wäre am besten, würde aber nicht helfen. Nein, ich möchte Sie in Schutzhaft nehmen. Das heißt, Sie bleiben ständig in meiner Nähe. Wenn Sira erscheint, darf dieses Wesen Sie nicht wehrlos vorfinden. Außerdem müssen wir herausfinden, wo es einen Menschen gibt, der diese Schrift tatsächlich entziffern kann.«
Sie schlug gegen ihre Stirn. »Darum geht es also. Sie wissen nicht, was Sie dort zu lesen bekommen.«
»So ist es.«
Helen starrte auf ihre Schuhe. Sie waren schwarz und mit einer braunen Kappe versehen. »Eigentlich müßte ich weg!« flüsterte sie. »In der Redaktion wartet man auf mich.«
»Rufen Sie an. Sagen Sie den Leuten, daß Sie hinter einer Spur her sind. Aber versuchen Sie bitte nichts auf eigene Faust. Das wäre schlimm und könnte tödlich enden.«
»Vielleicht hätte ich es doch tun sollen.«
»Dazu ist es jetzt.«
»Sicher, John. Sie würden es freiwillig nicht mehr hergeben.«
Darauf gab ich keine Antwort. Sie hatte im Prinzip recht. Diesmal würde ich mich wehren. Außerdem war Helen bereits in ihrem Schlafzimmer verschwunden. Dort hörte ich sie reden und rumoren.
Ich mußte mich jetzt auf mich selbst konzentrieren und natürlich auf meine Schwäche, die ich unbedingt loswerden wollte. Mit zitternden Knien wollte ich nicht losziehen. Um gegen gewisse Feinde anzukämpfen, benötigte ich auch körperliche Kraft.
Die ersten Gehversuche klappten zwar, doch ein Lachen konnte ich trotzdem nicht vermeiden. Ich kam mir vor wie auf einem schwankenden Floß, zudem war mir noch übel geworden.
Ich drückte die Tür zur Küche auf und trank das Wasser direkt aus dem Hahn. Daß mein Gesicht dabei einige Spritzer abbekam, störte mich nicht im geringsten, war mir sogar angenehm.
»Wo sind Sie, John?«
Die Stimme der Reporterin schallte aus dem Wohnraum in die Küche. Meine Antwort klang schwach. Sie hatte sie trotzdem gehört und stand mit dem Koffer in der Tür. Es war mehr eine Tasche aus Segeltuch, die sie an den beiden Griffen hielt.
»Fertig?«
Helen nickte etwas wehmütig, wie mir schien. »Ja, ich bin fertig, aber ich frage mich, wie es weitergehen soll?«
Ich saß auf dem Küchentisch. Er war stabil genug und sah aus, als hätte Helen ihn vom Flohmarkt gekauft. Auf der Oberlippe hatte sich eine Schweißschicht gebildet. Mit dem Finger wischte ich sie weg, schaute die Reporterin an und erwiderte: »Sie müssen an meiner Seite

bleiben, nicht von mir weichen.«
Helen hob die Schultern. »Ich hatte mir so was gedacht«, meinte sie.
»Schlimm?«
Jetzt lächelte sie. »Es läßt sich aushalten. Außerdem bin ich Ihnen noch etwas schuldig.« Auf der Schwelle drehte sie sich. »Sollen wir gehen?«
»Ja.«
»Mein Wagen…«
»Wir nehmen meinen. Lassen Sie den Ihrigen stehen. Wir fahren zunächst zum Yard.«
»Okay.«
Ich verließ vor ihr die Wohnung. Als Kavalier hätte ich natürlich ihre Tasche tragen müssen, dazu jedoch fühlte ich mich nicht in der Lage. Ich war einfach zu schwach.
Helen Dexter warf einen letzten Blick in ihr Wohnzimmer und schüttelte den Kopf. »Ich kann es noch immer nicht fassen, daß dort eine Maske gehangen haben soll.«
»Es war leider so.«
»Vielleicht treffen wir sie wieder.«
»Was zu wünschen wäre.«
Ich ging durch den Flur und konzentrierte mich dabei auf meine Bewegungen. Der Gang war noch immer nicht normal, ich schwankte leicht, aber ich hielt mich und wartete im Flur auf Helen.
Diese K.o.-Tropfen hatten mich zwar nicht auf die Bretter geschickt, sie waren trotzdem ein verdammt fieses Zeug gewesen und sorgten auch noch im Innern für Aufruhr.
Ich schwitzte stark. Das Blut rann warm und brausend durch meine Adern. Zudem war es warm in der Wohnung, die Luft kam mir stickig vor, deshalb öffnete ich die Wohnungstür.
Der Hausflur kam mir düster vor. Nun erst fiel mir der Geruch von Bohnerwachs auf. Zu hören war nichts. Selbst die Außengeräusche wurden von den dicken Mauern abgehalten.
Hinter mir erschien Helen Dexter. Sie lächelte mir knapp zu und hob die Schultern. »Es geht Ihnen noch immer nicht gut, wie?«
»So ist es.«
»Wollen Sie nicht lieber zu einem Arzt fahren und sich den Magen auspumpen lassen?«
»Darauf kann ich verzichten.« Ich machte ihr Platz, damit sie die Wohnung verlassen konnte. Aus der Manteltasche holte sie den Schlüssel und schloß ab.
»Soll ich Sie stützen, wenn wir die Treppe hinabgehen?« erkundigte sie sich besorgt.
»Danke, aber dafür ist wohl das Geländer da.« Ich legte meine rechte Handfläche auf den Lauf und nahm vorsichtig die erste Stufe. Im

Prinzip lachte ich über mich selbst, doch wenn die Knie weich sind, dann geht man eben vorsichtig.

»Das ist komisch«, sagte Helen Dexter. »Eine derartige Ruhe habe ich selten erlebt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Hier im Hausflur. So still, unnatürlich still, wissen Sie.« Sie hob die Schultern. »Möglicherweise bilde ich mir das auch ein. Ich sehe schon Gespenster.«

Auf der Hälfte der ersten Treppe blieb ich stehen und drehte den Kopf. Das Gesicht der Reporterin zeigte einen skeptischen Ausdruck. Nervös zeichnete die Zungenspitze die Konturen ihrer Lippen nach. Es war zwar nichts zu sehen, aber ich dachte an die Maske und deren Verschwinden. So schnell konnte sie auch wieder erscheinen.

»Können Sie etwas konkreter werden?«

Helen wischte mit einer Handfläche über den Mantelstoff. »Nein, das kann ich nicht. Ich werde einfach den Eindruck nicht los, daß sich etwas verändert hat. Es ist schwer, dies in Worte zu fassen, doch Sie könnten mir das bestätigen. Sie sind doch ein Mensch, der Erfahrungen hat und sensitiv reagiert.«

»Ich denke an die Maske.«

Für einen winzigen Moment erstarrte ihr Gesicht. »Ja, Sie haben recht. Ich habe sie zwar nicht gesehen, kann mir jedoch vorstellen, daß es sie auch gibt.«

»Sicher.«

Mein Kreuz hatte ich nicht mehr umgehängt. Es steckte griffbereit in der Tasche. Auch ich war von dieser Atmosphäre beeindruckt. Sie hatte sich verdichtet, mir kam sie klebrig vor, als wäre sie von einer Gefahr erfüllt. Da lauerte etwas auf uns.

Auf dem Treppenpodest zeichneten sich die Umrisse eines Fensters ab. Es bildete innerhalb der Wand einen viereckigen Ausschnitt. Tageslicht füllte ihn aus.

Auch dieses Licht gefiel mir nicht. Es war zwar hell, doch meiner Ansicht nach zeigte es einen bläulichen Schimmer, als wäre dort ein Schatten hineingetaucht.

»Wir müssen weiter, Helen.«

»Sicher.«

»Jedenfalls merken Sie jetzt, daß meine Warnungen nicht übertrieben waren. Man will nicht nur Sie, auch ich stehe auf ihrer Liste. Sie müssen davon ausgehen, daß Sira bereits darüber informiert ist, was Sie getan haben.«

»Davor habe ich Angst. Die kann so plötzlich erscheinen. Man sieht sie nicht. Es gibt keine Vorwarnung, begreifen Sie das! Auf einmal ist sie da.«

Ich berührte ihre Hand. »Kommen Sie! Es hat keinen Sinn, wenn wir

uns gegenseitig hochschaukeln.«

»Wie Sie meinen.«

Ich ging wieder vor. Das blanke Geländer schimmerte wie ein dunkler Spiegel. Aus irgendeiner Wohnung drangen Musikklänge. Es hörte sich meilenweit entfernt an.

Als wir das erste Stockwerk hinter uns gelassen hatten, atmete meine Begleiterin zum erstenmal auf.

Zuckte jedoch zusammen, als unten die Tür zuknallte.

»Was war das?«

»Eine Haustür.«

»Aber ich höre niemand.«

Da hatte sie recht. Eigentlich hätte das Geräusch der Schritte uns erreichen müssen. Das jedoch war nicht der Fall. Nicht einmal das Schleifen auf dem Steinboden, es blieb still.

Ich faßte nach Helens Arm. »Wir müssen weiter, Mädchen. Es hat keinen Sinn.«

»Ja.« Sie zog die Nase hoch. »Am liebsten würde ich über eine Feuerleiter klettern.«

»Gibt es die hier?«

»Nein.«

»Kommen Sie.«

Zwei Stufen später geschah es. Und es erwischte uns überfallartig, ohne große Vorwarnung.

Wir hörten das fauchende Geräusch, als sich die Luft in unserer unmittelbaren Nähe zusammenzog.

Mir kam es vor, als hätten dort Hände hineingeschlagen, und gleichzeitig zeichnete sich dort dann ein Gesicht ab.

Dunkel wie ein alter Holzstamm oder rissige Rinde. Und in dem oberen Drittel zwei gefährlich blickende Augen, deren Farbe zwischen einem satten Grün und einem hellen Türkis schimmerte.

Hinzu kam das Maul, die Zähne - und der Biß!

***

Helen Dexter schrie, als sie von mir den heftigen Stoß bekam, der sie aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich wegkatapultierte. Leider schaffte es die Wand nicht mehr, sie aufzuhalten. Helen tat genau einen Schritt zuviel und den noch rückwärts. Sie trat auf eine Stufenkante und kippte plötzlich nach hinten.

Wie eine Puppe tanzte sie rücklings an der Flurwand entlang. Um sie konnte ich mich nicht kümmern, zwar hörte ich noch den Aufprall, dann mußte ich mich um die Maske kümmern.

Ich hatte den Kopf zur Seite gedreht. Das Maul klappte zu, wobei es mich nicht erwischte; nur einige Haare blieben zwischen dem gewaltigen Gebiß kleben.

Dann schlug ich zu. Bevor noch dieser Qualm aus dem Maul dringen konnte, erwischte ich sie mit der linken Faust. Ich hatte mit einem harten Widerstand gerechnet, ähnlich wie Holz, aber die Masse war ziemlich weich, vergleichbar mit Leder, das jemand zusammengedrückt hatte. Die Maske bekam einen harten Stoß, klatschte gegen die Wand, was für mich beileibe kein Grund zum Jubeln war, denn sie startete ihren zweiten Angriff. Und diesmal drang der Qualm aus dem Maul.

Ich tat zwei Dinge zugleich.

Zum einen holte ich das Kreuz hervor, zum anderen verließ ich mich auf die Beretta.

Die geweihte Silberkugel jagte in die Rauchwolke hinein, klatschte auch in die Masse, aber sie zerstörte das verdammte Ding nicht, denn mit einer tänzerisch anmutenden Bewegung zuckte sie hoch und der Decke entgegen.

Wieder schoß ich.

Die Kugel wühlte sich schräg in die Stirn. Funken sprühten durch das Haus. Aus dem offenen Maul drang ein fauchender Schrei der Wut oder des Zorns, dann wirbelte die Maske auf der Stelle herum und war einen Moment später verschwunden.

Ein paar Rauchwolken zuckten noch wie letzte Nebelfetzen durch die Luft, dann lösten auch sie sich auf.

Nichts mehr war zu sehen. Mir kam es vor, als hätte es die Maske überhaupt nicht gegeben.

Meine Knie zitterten noch immer. Ich konnte mir dazu gratulieren, daß ich diesen Angriff überstanden hatte, lehnte mich allerdings gegen die Wand, um mich auszuruhen.

Mich erreichte Helens leiser Ruf. Himmel, an sie hatte ich nicht mehr gedacht! Wie ein Häufchen Elend lag sie auf der Treppe, zusammengerollt wie ein Wurm. Der Kopf leicht angehoben, ihr Blick war auf mich gerichtet.

»Alles okay?« fragte ich.

»Nur ein paar blaue Flecken, glaube ich.«

»Gut, dann können wir ja weitergehen.« Bei den folgenden Schritten hielt ich mich am Geländer fest. Ich schaute zu, wie Helen aufstand. Ihr Koffer war die Stufen hinuntergerutscht und lag auf dem nächsten Podest. Beide wußten wir, daß es auch hätte ins Auge gehen können, was mir Helen auch sagte, wobei sie durch ihr Haar strich.

»Ja, wir haben Glück gehabt.«

»Und Sie haben geschossen, nicht?«

»Sicher, auch getroffen.«

»Aber die Maske ist nicht zerstört worden?«

»Leider.«

Erst jetzt bewies das Haus, daß auch Menschen in ihm wohnten. In

den verschiedenen Etagen flogen Türen auf. Stimmen erreichten uns, und die Frau, die ich unten schon einmal gesehen hatte, nahm zwei Stufen auf einmal, als sie die Treppe hochkam.

»Da ist doch geschossen worden!« rief sie schrill.

Ich hatte die Beretta wieder verschwinden lassen. »Wie kommen Sie darauf, Madam?«

»Das kenne ich aus dem Fernsehen.«

»Vielleicht war es dort.«

Sie drehte sich Helen zu. »Was sagen Sie denn, Miß Dexter?«

»Der Oberinspektor hat recht. Da hat bestimmt jemand seine Flimmerkiste zu laut gestellt.«

Das wollte uns die Frau nicht abkaufen. »Ich werde mit den anderen Bewohnern reden. Ja, das werde ich tun.«

»Bitte, aber lassen Sie uns durch.«

»Sie… Sie wollen jetzt gehen?«

»Wir haben es eilig.«

Die Frau wich zur Seite, damit wir sie passieren konnten. Außerhalb ihrer Hörweite sagte Helen:

»Es gibt in jedem Haus derartige Personen, die für ihr Leben gern putzen und nur aus Neugierde bestehen. Das hält sie jung.«

»Da kann ich mir etwas anderes vorstellen.«

»Ich auch.«

Der Rest der Strecke glich einem Spießrutenlaufen. Durch die Schüsse waren die Bewohner aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden. Sie standen auf den Schwellen der offenen Türen, schauten uns an und sahen so aus, als wollten sie mit uns reden, doch sie trauten sich nicht.

Erst an der Haustür atmeten wir auf. Helen schaute mich besorgt an, so daß ich fragte: »Was haben Sie?«

»Das möchte ich Sie fragen, John. Ihr Gesicht glänzte, als wäre es eingeölt worden.«

»Das ist die Anstrengung.«

Sehr ernst wirkte sie, als sie sagte: »In Ihrer Haut möchte ich nicht stecken. Wenn ich mir vorstelle, daß es mir so erging und ich jetzt noch irgendwelche Feinde jagen müßte…«, sie hob die Schultern und schüttelte sich. »Nein, das ist nichts für mich.«

»Man gewöhnt sich daran.«

Helen hatte ihren Koffer wieder an sich genommen und öffnete mir die Haustür. Das Wetter hatte sich verändert. Die graue Decke am Himmel war nicht mehr vorhanden. Eine blaue Fläche spannte sich über London, durchzogen von blassen Wolkenstreifen, die aussahen, als wären sie ausgezupft worden.

Die Sonne stand ziemlich tief, sie blendete.

Unsere beiden Wagen waren die einzigen Fahrzeuge, die vor dem Haus parkten. Zum einen der rote Corsa Swing, zum anderen mein

Rover.
»Es bleibt dabei, Helen, wir werden mit meinem fahren. Lassen Sie den Corsa hier…«
Er zerplatzte.
Ja, er zerplatzte vor unseren Augen. Er ging auf wie eine Frucht, die von innen her einen zu großen Druck bekommen hatte. Plötzlich war nichts mehr so, wie es eigentlich hätte sein müssen, denn aus dem Wrack schoß eine Feuersäule hoch, eingehüllt in schwarze Rauchschwaden, begleitet von einem donnernden Krachen und der Druckwelle, die auch uns erfaßte und wieder in den Flur hineinschleuderte.
Wer über wen fiel, weiß ich nicht mehr. Ich dachte nur daran, daß der verdammte Wagen in die Luft geflogen war und wunderte mich darüber, daß Sira mit Mafiamethoden arbeitete.
Im nächsten Moment allerdings gingen bei mir die Lichter aus…
Chiefinspektor Tanner und seine Mannschaft hatten die grobe Arbeit hinter sich gebracht, und die Presse war verscheucht worden. Jetzt liefen die Telefone in den Redaktionen heiß. Jeder wollte als erster mit der großen Story herausrücken.
Ärger hatte es noch um die Leiche gegeben. Die Begleiter des Gurus hatten nicht zulassen wollen, daß sie abtransportiert wurde, aber Tanner ließ sich davon nicht abbringen.
»Wir sind hier nicht in Indien und auch nicht auf einer Seelenfarm«, hatte er ihnen erklärt. »Hier geschieht eben das, was ich anordne. Wer dagegen ist, kann sich ja beschweren.«
Die Jünger hatten nicht widersprochen, ihn nur starr angeschaut. Sie waren geblieben, stumme Beobachter, die alles sehr genau unter Kontrolle halten wollten.
Und auch Suko war geblieben. Nicht weil es ihm Spaß machte, er wollte eine Spur aufnehmen, und die konnte ihm seiner Meinung nach nur von den Jüngern des Gurus gezeigt werden. Er mußte es nur schaffen, sie aus der Reserve zu locken.
»Dein Freund John scheint es lange auszuhalten«, sagte Tanner zum Abschluß.
Suko hob die Schultern. »Ich weiß auch nicht, was es ist.«
Tanner drückte den Hut zurück. »Falls er sich meldet, laß es mich wissen. Der Fall interessiert mich brennend. Besonders Geistermörder haben es mir angetan.«
»Uns auch.«
Tanner tippte gegen die Krempe, sammelte mit lautstarken Worten seine Leute ein und verschwand.
Die sechs Jünger des toten Gurus standen beisammen und unterhielten sich flüsternd. Suko störte nicht gern, in diesem Fall jedoch mußte es einfach sein.

Als er neben ihnen stehenblieb, verstummten die Gespräche. Die Männer waren gleich gekleidet.

Ihre dunkelroten Gewänder zeigten einen sehr weiten Schnitt, so daß sie unter dem Stoff einiges verbergen konnten. Um die Taille hatten sie schlichte Kordeln geschlungen. Einer von ihnen, er trug eine randlose Brille, ließ ein kleines, in Leder gebundenes Buch in den Falten seines Gewands verschwinden, als er Suko entgegentrat.

Der Inspektor stellte sich vor. Instinktiv hatte er erkannt, daß es sich bei dem Brillenträger um einen der Anführer oder Nachfolger des großen Gurus handelte.

»Wir wissen, daß du bei der Polizei bist.«

»Das wundert euch?«

»Bei dir zumindest. Du stammst aus Asien. Du gehörst zum Reich der Mitte, aber wir akzeptieren deine Aufgabe, die du in der Fremde übernommen hast. Human Lohare kam, um den Frieden zu bringen, aber er wurde brutal ermordet. Man hat oft genug von der westlichen Dekadenz gesprochen. Hier mußten wir sie erleben. Es ist nicht gelogen.«

»Das weiß ich alles«, sagte Suko. Er schaute dem Mann, der sich ihm mit dem Namen Singk vorgestellt hatte, fest in die Augen. »Mein Freund und Kollege und ich haben nicht zu den Leuten gehört, die für die Sicherheit des Predigers verantwortlich waren. Wir sind gekommen, um mit ihm zu reden. Wir erfuhren von seinem großen Wissen, das auch uns helfen würde, aber er wurde getötet. Und der Grund dafür ist, das sage ich ganz ehrlich, unser Erscheinen. Human Lohare wurde allein wegen uns getötet, damit er uns nicht mit gewissen Informationen versorgen konnte. So und nicht anders muß man diese abscheuliche Tat betrachten.«

Da hatte Suko etwas gesagt, was den Jüngern unglaublich erschien. Sie blickten ihn an. Diesmal blieben ihre Gesichter nicht glatt. Überraschung zeichnete sich in ihnen ab. Der Anführer gestattete sich ein Räuspern. »Darf ich mehr darüber erfahren, denn Human Lohare hat mit mir über ein Gespräch nicht…«

»Natürlich dürfen Sie. Er wußte auch nicht Bescheid. Wir wollten ihn erst nach der Veranstaltung ansprechen. Doch die andere Seite war einfach schneller.«

»Es war ein Mordgeist.«

»Genau, Siras Totengeist!«

Mit dieser Antwort hatte Suko einiges preisgegeben, was die Jünger überraschte. Auch Singk drehte sein Gesicht dem Nebenmann zu, der flüsternd auf ihn einsprach.

Suko kam es so vor, als wäre diese Sira den Männern nicht unbekannt, er hakte nach. »Daß ihr sie kennt, ist mir klar. Ich kann euch auch verraten, daß ihr Körper nicht mehr existiert. Er wurde von

meinem Kollegen John Sinclair vernichtet. Leider war es ihm nicht möglich, den Geist zu töten. Er ist nach wie vor frei, und er hat auch diesen scheußlichen Mord begangen.«

»Fühlt ihr euch nicht schuldig?« fragte Singk.

Suko nickte. »In gewisser Weise schon. Deshalb möchte ich auch alles tun, um den Geist zu stellen. Ich allein bin zu schwach und deshalb auf eure Hilfe angewiesen. Darf ich darauf hoffen, daß wir gemeinsam den Weg suchen?«

Singk überlegte. Sein Gesicht zeigte einen runden Schnitt. Er war zwar Inder, an seinen Augen jedoch deutete sich bereits die Mongolenfalte ab. Demnach stammte er aus dem Norden des Landes, wo der Himalaya eine natürliche Grenze bildete.

»Wenn es eine Möglichkeit ist, seinen Tod aufzuklären, stimme ich dafür. Aber du mußt uns auch berichten, was ihr von ihm gewollt habt.«

»Das werde ich ganz sicher. Nur möchte ich es nicht gerade hier. Können wir vielleicht zu euch fahren?«

»Ja, unser Wagen steht draußen.«

»Und wo wohnt ihr?«

»Wir haben von Freunden ein Haus bekommen.« Singk nickte. »Ich darf dich bitten, dort unser Gast zu sein.«

»Sehr gern«, erwiderte Suko. Er atmete auf, daß es so gut gelaufen war…

***

Ein Krankenhaus ohne Hektik gibt es wohl nirgendwo auf der gesamten Welt. Da bildet auch London keine Ausnahme. Genau in dem Krankenhaus, in dem Glenda Perkins nach der schweren Messerverletzung operiert worden war, ging es zu wie in einem Taubenschlag. Ärzte und Schwestern waren überfordert, und manch roten Augen war anzusehen, wie müde die Menschen letztendlich waren.

Überall aber gibt es Ausnahmen. So auch in den Krankenhäusern. Eine Insel existierte. Sie besaß einen Namen. Es war die sogenannte Intensivstation.

Dort liegen die Patienten, die unter ständiger Beobachtung und Bewachung sein mußten. Die frisch operierten Menschen, zu denen auch Glenda Perkins gehörte.

Man hatte sie auf ein Einzelzimmer gelegt. Angeschlossen war sie an verschiedene Geräte, die wiederum durch Monitore verbunden waren. Die kleinen Schirme standen im Überwachungszimmer des Stationsarztes und wurden auch von den Krankenschwestern kontrolliert.

Eine von ihnen war Schwester Betty. Seit dreißig Jahren arbeitete sie

in diesem Beruf, war vor drei Monaten fünfzig geworden und kannte sich besser aus als mancher Arzt.

Schwester Betty war eine Institution auf der Intensivstation. Sie hatte viel Leid gesehen, viele Tränen, aber auch Freude, wenn es darum ging, daß Patienten es geschafft hatten.

Die langen dreißig Jahre waren ihr vorgekommen wie zehn. Es lag vielleicht daran, daß es Wochen gab, wo sie kaum zum Nachdenken kam. Sie hatte auch nie heiraten können, es war einfach zu wenig Zeit gewesen, um sich um einen Mann zu kümmern.

Wenn jemand mit seinem Beruf verheiratet war, dann Schwester Betty, die eigentlich den Rang der Oberschwester trug, doch auf Titel legte sie keinen Wert.

An diesem Morgen hatte sie nach zwei freien Tagen ihren Dienst wieder aufgenommen und sich sofort nach den einzelnen Patienten erkundigt. Sie lagen noch alle in ihren Zimmern, keiner hatte es geschafft, von der Intensivstation wegzukommen.

Auch Glenda Perkins nicht. Ihr galt Schwester Bettys große Sorge. Sie mochte die junge Frau, deren Leben noch immer auf der Kippe stand. Sie schwebte zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, und jeder hoffte, daß sie zur richtigen Seite hin abkippte.

Gegen Mittag legte Betty eine kurze Pause ein. Im Arztzimmer ließ sie sich nieder und schaute auf die Monitore. Ihre Kleidung bestand aus einer weißen Hose und einem weißen Kittel. Das schon grau gewordene Haar verbarg eine Haube.

Vor sich hatte sie eine große Tasse mit Kaffee gefüllt. Zwei Äpfel hatte sie bereits gegessen, denn Mahlzeiten mit übermäßig viel Kalorien nahm sie nicht zu sich.

Auf den Monitoren konnte sie verschiedene Körperfunktionen ablesen. Bei Glenda Perkins war beides sehr schwach und zitternd. Wer auf ihren Monitor schaute, kam sich vor wie auf dem Sprung stehend.

Ein Arzt betrat das Zimmer. Es war Doktor Clement, ein Mann, der in Germany geboren war, allerdings schon seit zehn Jahren im Hospital arbeitete und es einfach nicht mehr schaffte, in seine alte Heimat zu kommen. Er sah aus wie ein trauriger Seehund, hatte ein dickes Gesicht, und auf der Oberlippe wuchs ein Bart, der an den Mundwinkeln traurig nach unten hing. Sein schwarzes Haar klebte am Kopf. Es war streng nach hinten gekämmt worden.

Betty wußte, daß Dr. Clement eine schwere Operation hinter sich hatte und etwas Ruhe brauchte.

»Einen Kaffee?«

Dr. Clement nickte. Er hatte seine Hände gegen die Wangen gelegt und stierte auf die helle Tischplatte. »Ja, den könnte ich brauchen. Es war schlimm.«

»Schafft der Patient es?«
»Keine Ahnung.«
Betty schenkte ihm eine Tasse ein, die er dankbar entgegennahm, sie mit beiden Händen festhielt und die braune Brühe in kleinen Schlucken genoß.
»Manchmal möchte ich alles schmeißen, Betty.«
»Fragen Sie mich mal.«
»Sie machen die Arbeit noch länger.«
»Und komme nicht raus. Ebenso wie Sie.«
Er stellte die Tasse ab und streckte die Beine aus. »Das ist eben unser Problem. Aber wollen wir auch raus, wenn wir ehrlich gegenüber uns selbst sind?«
Betty lächelte. »Nein, im Prinzip nicht. Trotz der Hektik bringt es mir noch immer Befriedigung, wenn ich sehe, daß wir anderen Menschen helfen können.«
»Das ist es eben.«
»Wie lange bleiben Sie, Doktor?«
Er schaute auf die Uhr. »Wenn möglich, eine halbe Stunde. Dann muß ich mich für die Visite vorbereiten.«
»Gut, ich gehe dann.«
»Und wohin?«
»Glenda Perkins. Ich möchte noch persönlich nach ihr schauen. Ich war an diesem Tag nicht dort.«
»Ist sie denn bei Bewußtsein?«
»Das weiß man nie. Sie kippte um und war wieder weg. Einige Worte hat sie ja schon sprechen können. Jedenfalls wird sie mich erkennen, wenn sie wach ist. Eine Erinnerung könnte bei ihr den Lebensmut wieder anstacheln. Darauf hoffe ich.«
»Okay, Betty, gehen Sie. Ich werde hier schon die Stellung halten und Sie gut vertreten.«
»Danke.«
Dr. Clement winkte müde hinter ihr her, als sie den Raum verließ. Der breite Flur war menschenleer. Nur Betty durchschritt ihn. Sie mußte bis zur letzten Tür auf der rechten Seite gehen. Dahinter lag das Zimmer der Glenda Perkins.
Schwester Betty hoffte, daß sie dem Tod von der Schaufel springen würde. Es war eine Operation auf Leben und Tod geworden. Das Messer war tief in den Körper der Frau gedrungen und hatte eine starke Wunde hinterlassen. Hinzu war der Blutverlust gekommen, der Glenda Perkins hatte schwach werden lassen.
Auf leisen Sohlen betrat die Schwester das Zimmer. Das Rollo war vor das Fenster gezogen, aber nie ganz geschlossen worden, so daß die Sonnenstrahlen ein Streifenmuster auf den Boden zeichneten, in das sich der Schatten der Schwester hineinschob, als sie das Zimmer

durchquerte. Das Bett stand mit dem Kopfende an der Fensterwand, wo auch die zahlreichen Apparaturen angebracht worden waren. Jeder Patient wurde hier elektronisch überwacht.

Glenda Perkins lag bewegungslos auf dem Rücken. Schläuche waren an ihren Körper angeschlossen, da sie intravenös ernährt wurde. Die Verbindung zwischen den Kontakten und den Apparaturen stellten feine Drähte her, die leicht übersehen werden konnten.

Automatisch warf die Schwester einen Blick auf die Elektronik, bevor sie die letzten Schritte ging, um das Ziel zu erreichen. Dicht neben dem Bett blieb sie stehen, beugte sich vor und schaute direkt in das Gesicht der Patientin, die ihre Augen geschlossen hielt. Die Lippen hoben sich kaum von der blassen Haut ab. Die Wangen der schwerkranken Frau waren eingefallen, unter den Augen lagen die Ränder wie Schatten.

Glenda schlief…

Genau das beruhigte Schwester Betty ungemein, denn sie hatte schon Patienten erlebt, die sich tatsächlich gesund geschlafen hatten. Hoffentlich gelang Glenda dies auch.

Mit den Fingerspitzen strich Schwester Betty über die Wange der Frau. Sie wunderte sich dabei über die Temperatur der Haut, denn diese fühlte sich weder kalt, warm, trocken noch feucht an. Sie war einfach neutral geblieben.

Trotz der Berührung zuckte Glenda nicht. Sie war von ihr nicht wahrgenommen worden.

»Werde wieder gesund, Mädchen«, flüsterte die Oberschwester. »Du bist noch zu jung zum Sterben…« Sie wollte sich aufrichten und herumdrehen, doch zu dieser Bewegung kam es nicht mehr, denn etwas Kaltes war über ihren Nacken hinweggestreift wie ein eisiger Finger bei einer kurzen Berührung.

Die Schwester erschrak! Andere hätten unter Umständen aufgeschrieen oder wären herumgefahren, das tat sie nicht. Sie blieb in ihrer Haltung stehen und wartete ab.

Etwas Irres kam ihr in den Sinn. Alle Welt hatte von dem Film »Ghost« gesprochen, wo ein Toter seine Freundin aus dem Jenseits beschützte, und so etwas Geisterhaftes war auch über die Haut ihres Nacken hinweggehuscht. Der Wind hatte es nicht sein können, es herrschte kein Durchzug im Raum. Das Fenster und die Tür waren geschlossen.

Und doch…

Sie atmete durch die Nase, als sie sich aufrichtete. Eine Gänsehaut war auf dem Körper zurückgeblieben, im Gesicht sogar noch verstärkt. Ihr Blut schien sich ebenfalls abgekühlt zu haben, so mußte sich Betty einen Ruck geben, um dorthin schauen zu können, wo sich der Türausschnitt in der Wand befand.

Da stand sie.
Regungslos, bleich wie ein Gespenst - die weiße Frau!

***

Schwester Betty hörte sich atmen und gleichzeitig keuchen. Plötzlich waren all die Spukgeschichten, die sie in ihrer Kindheit erzählt bekommen hatte, wahr geworden. Was sie in diesem Zimmer sah, war kein Mensch, obwohl das Wesen menschliche Umrisse besaß. Das war ein Geist, jemand, der feinstofflich durch Wände und Türen schreiten konnte, ohne daß er etwas an deren Materie veränderte.

Es gab also Geister!

Sie merkte nicht, daß sie ihren rechten Handballen gegen den Mund gepreßt hielt, Betty hatte nur Augen für diese unheimliche Erscheinung, die nicht länger an der Tür stehenblieb und quer durch das Krankenzimmer schritt.

War es ein Schreiten?

Nein, auf keinen Fall. Die Beine berührten den Boden nicht, zudem besaß das Wesen keine Füße, denn das Ende der Gestalt floß einfach aus wie eine Nebelwolke.

Der Geist kümmerte sich nicht um die Krankenschwester. Sie schrie nicht, sie fand sogar den Mut, ihn sehr genau anzuschauen. Weißes, langes Haar, eine weiße Gestalt, ein ebenfalls bleiches Gesicht, in dem sich zitternde Konturen abzeichneten wie Mund, Nase und Ohren. Aber auch Augen, und die waren deutlicher zu sehen. Sie erinnerten Betty an ein Zwischenstadium, als könnte sie sich nicht für eine Materialisation entscheiden, denn in diesen Ovalen glänzte ein wenig Farbe.

Etwas gelblich, auch gemischt mit einem leichten Rotton, sogar die Farbe Türkis schimmerte durch.

Befand sich diese Gestalt möglicherweise in einem Zwischenstadium? Wollte sie Mensch werden und konnte es nicht?

Jetzt hatte sie das Bett erreicht!

Betty durchschoß ein heißer Schreck. Sie wußte nicht, zu was diese Gestalt fähig war, doch ihr oblag die Sicherheit der Kranken, und dafür ging sie durchs Feuer.

Deshalb drehte sie sich auch um, als sie die Starre abgeschüttelt hatte, streckte ihren Arm aus und konnte den Geist berühren.

Ihre Hand stach in die Kälte. Eisiger, gefrorener Nebel oder ein dünnes, gekühltes Plasma, vielleicht auch Watte.

So jedenfalls kam es ihr vor. Sie schluckte hart. Plötzlich schoß ihr das Blut in den Kopf, dann zitterten die Finger, und sogar ihre Arme vibrierten.

Hastig trat sie einen Schritt zurück, besah sich ihre Hand, die sich nicht verändert hatte.

Der Geist aber ließ sich nicht stören. Die Schwester stöhnte auf, als er lautlos über das Krankenbett hinwegglitt und an der anderen Seite des Bettes stehenblieb.

Glenda Perkins merkte von all dem nichts. Wehrlos lag sie auf dem Rücken.

»Wer sind Sie?« Schwester Betty konnte nicht anders. Sie mußte das Wesen einfach ansprechen, obwohl sie im Prinzip davon ausging, daß sie keine Antwort bekam.

Sie irrte. »Sira bin ich«, klang es ihr wispernd entgegen, wie von Sphärenklängen getragen. »Ich bin Siras Totengeist, und ich bin gekommen, um abzurechnen.«

»Wie…?« Betty merkte, daß sie ihre Scheu allmählich verlor. »Was hast du gesagt?«

»Abrechnen will ich.«

»Mit wem?«

»Es gibt die indische Rache, auf die ich nicht verzichten werde. Man hat mich getötet, man hat mir den Festkörper genommen, mein Leib wurde vernichtet, aber nicht mein Astralleib. Und der kann die Rache ebenfalls durchführen.«

Betty hatte zwar verstanden, aber nicht begriffen. Sie wußte nichts von einem normalen Leib, sie wußte nichts von einer Totenfrau namens Sira, aber sie sah, daß dieses Wesen nicht bluffen wollte.

Woher sie das Messer hatte, war ihr unbekannt. Es zählte nur, daß sie es in der rechten Hand hielt und daß die Klinge nach unten zeigte, genau auf die Person, die regungslos im Bett lag.

»Nein, nicht…«

»Niemand kann mich aufhalten!« flüsterte der Geist. »Niemand. Wenn ich will, töte ich.«

Und sie senkte das Messer!

Schwester Betty hätte jetzt schreien müssen. Um Hilfe rufen, das wäre auch normal gewesen, doch sie konnte nicht.

Ihr Mund stand zwar weit offen, ebenso die Augen, aber sie mußte mit ansehen, wie der Geist seinen rechten Arm und damit auch das Messer bewegte.

Es glitt nach unten.

Bettys Blick haftete auf der Klinge. Es war keine, die sie kannte, denn sie bestand nicht aus Stahl.

Dieses verfluchte Messer besaß die gleiche Farbe wie der Geist selbst. Weiß und hell wie verdichteter Nebel.

»N… nicht…« flüsterte Betty und rang die Hände. »Bitte nicht töten, bitte…«

Das Messer sank tiefer. Längst hatte es die Hälfte der Distanz hinter sich gebracht, und es war nur eine Frage der Zeit, bis es den Körper durchbohren würde.

Ausgerechnet jetzt geschah etwas, mit dem Schwester Betty nicht gerechnet hatte.

Glenda Perkins bewegte sich und öffnete die Augen!

Es ging nicht schnell, ungefähr mit der gleichen Geschwindigkeit, mit der das Messer auf sie zufuhr, aber Glenda konnte schauen. Sie mußte das Messer sehen.

Sie nahm es nicht wahr. Jedenfalls gab sie mit keiner Regung zu verstehen, daß sie etwas bemerkt hatte.

Dafür der Geist!

Etwa eine Fingerlänge über Glendas Gesicht entfernt kam die Klinge zur Ruhe.

Und dann sprach der Geist. Abermals zischelnd und kaum verständlich. Betty mußte schon sehr genau hinhören, um die Worte verstehen zu können. »Töten, ich werde diese Frau töten, das verspreche ich. Sobald er eingreift, ist es um sie geschehen. Die indische Rache kann niemand aufhalten. Kein Mensch ist stärker als ich.«

Plötzlich bewegte sich das weiße Messer. Es fiel nach unten, schwang zur Seite hin weg und berührte dabei im Halbbogen die Stirn der Patientin.

Betty wollte sich bewegen, sie konnte es nicht. Sie blieb stehen, zitterte und betete lautlos.

Und sie sah den roten Halbkreis, der wie eine Schale aussah und die Stirn der schwerkranken Patientin zeichnete. Blut war aus ihm herausgetreten, nur sehr schwach, aber auf der weißen Haut überdeutlich zu erkennen.

Betty sagte nichts. Sie glaubte auch nicht mehr daran, daß dieser Geist Glenda Perkins töten wollte.

Sie stand daneben, schaute zu und spürte, daß sie angestarrt wurde.

Es war der Blick dieser Augen, der sie zittern ließ. Er drang tief hinein in ihre Seele und fraß sich dort fest. Dann bewegte sich der Astralleib zurück.

Wiederum war kein Laut zu hören, als er sich dem Fenster näherte. Er berührte den Boden nicht, glitt darüber hinweg wie ein Rock, der hochschwang.

Endlich kam Betty zu einer Bewegung. Sie streckte den Arm aus, als wollte sie den Geist aufhalten.

Nichts zu machen, er verschwand.

Er nahm das Fenster, tauchte in das Streifenrollo hinein und huschte einen Augenblick später durch die Scheibe.

Dann war er weg!

Nichts hatte ihn aufhalten können. Keine Wand, keine Scheibe, keine Mauer…

War er überhaupt da gewesen?

Ja, das war er, denn das Zeichen auf Glendas Stirn konnte gar nicht übersehen werden. Ein Stigma, ein Mahnmal auf weißer Haut. Ein blutiger Halbkreis, der an diesen schrecklichen Besuch erinnerte.

Betty schauderte zusammen. Sie mußte sich um Glenda kümmern, die ihre Augen wieder geschlossen hielt. Es war für die Schwester nicht zu erkennen, ob sie überhaupt etwas von den unheimlichen Vorgängen mitbekommen hatte.

Ein Blick auf die Apparaturen sagte Betty, daß mit Glenda alles beim alten geblieben war. Nach wie vor unbefriedigend, aber es hatte sich nichts verschlechtert.

Im Zimmer bleiben konnte sie nicht. Betty hatte die gezischelten Botschaften nicht vergessen, und ihr war klargeworden, daß sie etwas unternehmen mußte.

Mit steifen Bewegungen ging sie auf die Tür zu. Als sie das Zimmer verlassen hatte, kam sie sich vor wie in einer anderen Welt. Es ging nicht mehr weiter. Sie mußte sich gegen die Wand lehnen und hätte beinahe noch einen der fahrbaren Wagen zur Seite gestoßen.

Sie schloß die Augen, atmete tief durch, und so wurde sie von einer Kollegin gefunden.

»Betty, was ist los?«

»Wie bitte?« Die Schwester kam sich vor wie aus einem tiefen Schlaf erwacht. Sie öffnete die Augen, und sah Linda vor sich stehen. Etwas verstört.

»Bist du krank oder erschöpft?«

»Weiß nicht.«

»Mein Gott, du mußt doch...«

Betty legte ihre Hand auf den Ellbogen. »Sorry, Linda, aber ich muß weiter.« In der Drehung stellte sie die nächste Frage. »Weißt du, ob Dr. Clement noch hier ist?«

»Ja, natürlich.«

»Gut, das ist gut.«

Linda schaute ihrer Kollegin kopfschüttelnd nach, wie sie auf das Schwestern- und Ärztezimmer zuging. Sie verstand die Welt nicht mehr. Aus der resoluten Oberschwester war beinahe ein Nervenbündel geworden. Mit so etwas hatte sie auch nicht rechnen können.

Dr. Clement war noch anwesend. Er bekam übergroße Augen, als er seine Oberschwester über die Türschwelle gehen sah. Betty lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand, preßte auch noch ihren Hinterkopf daran und flüsterte: »Das glauben Sie mir nie, Doktor. Das glauben Sie mir nie - wetten?«

»Was soll ich Ihnen nicht glauben?«

»Daß ich einen Geist gesehen habe. Eine weiße Frau, einen Astralleib, ein Gespenst.«

Der Arzt lachte. Allerdings nur kurz, und er hörte auf, als er in das

Gesicht der Schwester schaute.

Diese Frau machte ihm nicht den Eindruck, als würde sie lügen. Schwester Betty hatte tatsächlich etwas erlebt.

Er ging auf sie zu. Willenlos ließ sich die Schwester zu einem Stuhl führen. Sie sank darauf nieder und redete leise, dabei mit einem leeren Ausdruck in den Augen.

»Es war ein Geist, er hatte ein Messer, und er hat ein Zeichen auf Glendas Stirn hinterlassen. Sie können zu ihr gehen und sich davon überzeugen.«

Dr. Clement warf einen Blick auf den Monitor. Da war alles wieder normal. Deshalb beschloß er, sich um Betty zu kümmern und fragte, ob sie ihm nicht von ihren Erlebnissen berichten wollte.

»Ja, das werde ich, Doktor. Ich werde Ihnen alles sagen. Ich muß Ihnen sogar alles sagen.«

»Bitte sehr.«

Sie berichtete. Was der Arzt zu hören bekam, ließ ihn an seinem Verstand zweifeln. Sie hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als er das Zimmer verließ und hinüber zu Glenda ging.

Sehr schnell kam er wieder zurück, diesmal ebenfalls blaß im Gesicht. »Sie hatten recht, Betty. Glenda Perkins hat tatsächlich das Zeichen auf ihrer Stirn.« Nach dem Satz schauderte er zusammen, wie unter eiskaltem Wasser.

»Ja, das ist so.«

Tief atmete er ein, dann pustete er die Luft aus. »Aber jetzt bin ich überfragt. Ich weiß nicht, was ich machen soll.« Er setzte sich hin und schüttelte den Kopf.

»Aber ich!« Auf einmal klang die Stimme der Schwester wieder sehr klar und auch aggressiv. »Ich weiß, was ich tun werde.«

»Und was?«

»Dr. Clement. Ich habe mir die Worte des Geistwesens genau gemerkt. Da ist indirekt von einer Person gesprochen worden, die uns keine Unbekannte sein sollte. Ein Mann, ein gewisser John Sinclair.«

»Ach Gott, der Oberinspektor, der nie Ruhe gegeben hat.«

»Okay, wahrscheinlich nicht ohne Grund, wie ich jetzt weiß.«

»Und was wollen Sie von ihm?«

»Nicht viel. Er soll nur herkommen, das ist alles. Oder trauen Sie sich zu, Glenda Perkins vor einem Geist zu schützen?«

»Nein.«

Er hatte die Antwort noch nicht richtig ausgesprochen, als Schwester Betty bereits zum Hörer griff…

***

Daß es ein Sanitäter gewesen war, der sich um mich gekümmert hatte, sah ich erst, als ich die Augen öffnete und gegen den weißen

Kittel schaute.

Ich zuckte zusammen, als er hinter dem Ohr ein Pflaster festdrückte.

»Alles wieder klar?«

Ich grinste schief. »So weit, so gut. Wenn ich jetzt vielleicht von der Trage aufstehen könnte.«

»Das können Sie nicht.«

»Wieso nicht?«

»Sie werden wie alle anderen…«

»Hören Sie auf zu reden, Meister. Ich weiß genau, was für mich am besten ist.«

»Was denn?«

Mit einem Ruck richtete ich mich auf - und hatte den Eindruck, auf dem Meer zu schwimmen, zudem bei hohem Wellengang. Der Knabe grinste, aber ich riß mich zusammen. Ich wollte keine Schwäche zeigen und schaffte es auch, sitzen zu bleiben. Als ich den Kopf nach rechts drehte, fiel mein Blick durch die offenstehende Hintertür des Ambulanzwagens hinaus auf den Platz, wo der Wagen explodiert war. Polizisten und Feuerwehrleute gaben sich hier ein Stelldichein. Es herrschte ein wahnsinniger Betrieb. Zudem hatten sich natürlich die Gaffer eingefunden, aber das interessierte mich persönlich nicht. Mir ging es allein um den Fall der Maske und des mordenden Astralleibs.

Dann fiel mir Helen Dexter ein.

Ich sprach den Sanitäter darauf an, der aber hob nur die Schultern und meinte: »Wer ist das denn?«

Ich beschrieb ihm die Frau.

»Ach die. Ja, sie hat Glück gehabt. Mehr als Sie jedenfalls. Soviel ich weiß, ist ihr nichts passiert.«

»Wo kann ich sie finden?«

»Wahrscheinlich draußen. Die Polizisten sind noch dabei, die Zeugen zu verhören.«

»Das ist gut.« Ich kletterte aus dem Wagen, was nicht so einfach war. Doch ich biß die Zähne zusammen. Ich konnte mir keine weitere Schwäche mehr leisten. Wenn sich das fortsetzte, konnte Siras Totengeist sich ins Fäustchen lachen.

In meinem Kopf tuckerte es. Zudem brannte die Platzwunde. Eine Spritze hatte ich auch bekommen, wie mir der Sani sagte und hinzufügte, daß ich sonst noch mehr Schmerzen hätte.

»Danke, das ist okay.«

Helen Dexter hockte auf einem Klappstuhl nicht weit von dem großen Wagen entfernt. Sie rauchte und sprach gleichzeitig Sätze in den Mini-Recorder, der auf ihrer linken Handfläche lag. Daß ich kam, sah sie nicht. Erst als mein Schatten auf sie fiel, schaute sie hoch.

»Na, Helen?«

»John.« Sie stellte den Recorder ab, stand auf und legte ihre Hände

auf meine Schultern. »Tut mir leid, aber damit konnte ich nicht rechnen. Welche Geister bedienen sich schon einer Bombe.«

»Das braucht nicht unbedingt eine Bombe gewesen zu sein. Auch Feuer oder reine Magie. Jedenfalls zeigt es uns, daß die andere Seite nicht gewillt ist, den Anschlag hinzunehmen.«

»Ja, da haben Sie recht.«

»Wer leitete die Ermittlungen?«

Sie zeigte auf einen schmächtigen Mann in zu langem Trench. Ich kannte ihn. Paul Glaser galt als hervorragender Sprengstoff-Experte. Oft genug hatte er auch für uns gearbeitet.

Als er mich sah, legte er den Kopf schief. »Seit wann kümmern Sie sich um Sprengstoff-Attentate?«

»Seit sich die Methoden gewisser Feinde verändert haben. Man kämpft nicht allein mit den Mitteln der Magie.«

»Aha.«

»Haben Sie schon etwas herausfinden können?«

Glaser deutete auf das Wrack. Es bestand aus einer Mischung aus verkohltem Blech und Kunststoff.

Über beidem breitete sich ein Teppich aus Schaum aus. Zudem wehte uns der Wind einen beißenden Gestank entgegen. »So gut wie nichts. Das ist es ja.«

»Ich gehe unter Umständen davon aus, daß diese Explosion eine andere Ursache gehabt hat.«

»Tatsächlich? Welche denn?«

»Magie.«

Er verzog die dünnen Lippen. »0 ja, Magie. Sorry, ich vergaß, daß Sie ja der Experte sind und…«

Jemand aus der Expertengruppe liefàuf mich zu. »Sind Sie Oberinspektor Sinclair?«

»Ja.«

»Telefon für Sie.« Er räusperte sich. »Bitte, kommen Sie mit zu unserem Wagen.«

Ich folgte ihm und ging, als wären Kugeln unter meinen Schuhsohlen befestigt worden. Es war schlimm. Wenn ich diesen Fall durchstand, dann als angeschlagene Figur.

Ich rechnete mit einem Anruf meines Freundes Suko, war allerdings überrascht, als ich eine mir unbekannte Frauenstimme hörte, die nach meinem Namen fragte.

»Ja, ich bin John Sinclair.« Der Wagen war niedrig, ich hockte geduckt und versuchte, nicht mehr an die Schmerzen in meinem Kopf zu denken.

»Das ist gut, denn ich bin Schwester Betty.«

»Okay, aber ich kann…«

»Aus dem Krankenhaus, in dem Glenda Perkins liegt!«

Ein Adrenalinstoß jagte durch meinen Körper. Siedendheiß schoß mir das Blut ins Gesicht. Die Haut stand plötzlich in Flammen. Ich hätte sie abreißen können. Ausgerechnet Glenda.

»Sind Sie noch dran, Mr. Sinclair?«

»Natürlich, sprechen Sie.« Ich kannte meine eigene Stimme kaum wieder.

Es sprudelte aus ihr hervor. Auch wenn ich es gewollt hätte, es wäre mir kaum gelungen, sie zu unterbrechen. Die Schwester mußte sich einfach alles von der Seele reden. Als sie endete, brach ihre Stimme mit einem lauten Schluchzen ab.

Eine direkte Nachricht hatte mir Sira zwar nicht hinterlassen, ich wußte trotzdem Bescheid.

Das Blatt gegen Glenda!

Für den Geist war es einfach, an Glenda heranzukommen. Sira würde darüber nur lachen. Wenn jemand durch Wände schreiten konnte, gab es keinerlei Probleme.

»Was werden Sie denn machen, Mr. Sinclair?«

Ich hörte die Stimme der Krankenschwester wie aus weiter Ferne. Was sich in meinem Hirn abspielte, konnte ich nicht beschreiben. Es war einfach zu viel.

»Bitte…«

»Okay, Schwester. Ich komme zu Ihnen, und ich werde die Bewachung von Miß Perkins übernehmen.«

Ihr schweres Seufzen klang durch den Hörer. Und es hörte sich erleichtert an. »Das ist gut«, flüsterte sie, »das ist genau das, womit ich gerechnet habe.«

»Nun ja, wir mußten etwas tun.«

»Haben Sie denn eine Erklärung für diese gräßlichen und unheimlichen Vorgänge?«

»Nun ja«, dehnte ich. »Die habe ich schon, aber ich kann sie Ihnen hier am Telefon schlecht geben. Das würde wirklich zu weit führen, glauben Sie mir. Wichtig ist, daß wir uns den Tatsachen stellen.«

»Gut, Mr. Sinclair, ich warte auf Sie. Kommen Sie bitte so schnell wie möglich.«

»Worauf Sie sich verlassen können.« Als ich auflegte, erinnerte mich der Wagen an eine Sauna. Es mochte auch daran liegen, daß ich unter diesem gewaltigen Streß stand.

Konnte ich Sira überhaupt allein schaffen? In meinem Zustand? Ich glaubte nicht daran. Okay, ich hatte schon viel gebracht, aber ich durfte schon allein wegen Glenda kein Risiko eingehen. Deshalb rief ich beim Yard an, um mit Suko zu sprechen.

Der war nicht da. Selbst Sir James wußte nicht, wohin er gefahren war. Im Hotel erreichte ich ihn auch nicht.

Natürlich weihte ich Sir James ein. Mein Chef war sprachlos,

überließ mir aber die Aktion und wollte keinen Ring um das Krankenhaus ziehen lassen.

»Sie melden sich dann, John.«

»Sicher, Sir.«

Als ich ausstieg, stand Helen Dexter vor mir. Besorgt schaute sie mich an, hielt mich fest und schüttelte den Kopf. »Mein Gott, John, Sie zittern ja.«

»Das ist kein Wunder.«

»Und warum?«

»Wir müssen in ein Krankenhaus.«

»Warum?«

»Es geht jetzt um Glenda Perkins.« Helen stellte keine weiteren Fragen.

Sie sah meinem Gesicht an, welche Sorgen mich quälten. »Okay, John, wie wäre es, wenn ich Sie fahre? Sie selbst sind nicht in der Lage, einen Wagen zu steuern, glauben Sie es mir.«

»Das schätze ich auch.«

»Wohin also?«

»Soho.«

»Gut.« Sie stellte keine Fragen mehr, dafür wollte Glaser noch einiges wissen.

Ich stand neben dem Rover und warf Helen die Schlüssel zu. Der Herbstwind trieb einige bunte Blätter vorbei, und Glaser sah für mich aus, als würde er hinter einem dünnen Vorhang stehen.

»Wenn ich heute abend noch lebe, werde ich Ihnen alles erklären, Kollege.«

Erst hatte Paul Glaser grinsen wollen, dann war ihm mein Gesichtsausdruck aufgefallen. Der besagte, daß es mir verdammt ernst war…

***

Suko war mit den Jüngern des Gurus quer durch London in südliche Richtung gefahren.

Nach dem Trubel der City kam ihnen die Ruhe gelegen, wobei Suko sich an den Gebeten der Männer nicht beteiligte. Sie umsaßen ihn und murmelten mit leisen Stimmen die Worte, die Suko nicht verstand, und die sich zu einem Singsang mischten.

Sie fuhren dann nach Westen in Richtung Greenwich. Auf der Trafalgar Road blieben sie noch einige Minuten, dann bogen sie ab in eine ruhige Gegend, wo nur wenige hohe Wohnhäuser, dafür mehr Landhäuser standen, die allesamt einen guten Eindruck machten und jeweils breite Zufahrten besaßen.

Eines dieser Landhäuser steuerte der Fahrer des VW-Busses an. »Das sieht nicht sehr indisch aus«, sagte Suko.

Singk hatte seine Worte gehört, drehte sich um und rückte die randlose Brille zurecht. »Du hast recht. Es wurde uns von einem Freund zur Verfügung gestellt, der sich auf einer langen Reise befindet. Er kehrt erst im nächsten Monat zurück.«

»So ist das.«

Wenig später konnte sich Suko nur wundern, denn hinter dem Haus breitete sich ein derart großer Garten aus, daß er schon beinahe den Namen Park verdiente.

Zwischen dem herbstlich verfärbtem Laub entdeckte Suko zahlreiche Figuren und Skulpturen, die bestimmt aus einer europäischen Kultur stammten. Die steinernen Gegenstände sahen aus wie finstere Götter und Dämonen. Manche mit gewaltigen Mäulern versehen oder übergroßen Augen. Mutationen zwischen Tier und Mensch waren ebenso vorhanden wie nur Tiere oder Fabelwesen.

Singk hielt sich an Sukos Seite und gab ihm auf seine Frage nach den Figuren auch die Antwort.

»Der Besitzer des Hauses hat sie gesammelt und in einer bestimmten Reihenfolge aufgestellt, was sehr wichtig für das Ziel ist, das er sich gesteckt hat.«

»Und wie sieht das aus?«

»Er weiß, daß die Götter irgendwann einmal aus ihren Dimensionen hervorkommen werden, um der Erde einen Besuch abzustatten. Deshalb will er gerüstet sein.«

»Eine Art Landeplatz für die Göttin?«

»So sieht er es.«

Suko hob nur die Schultern. Er hütete sich, einen negativen Kommentar abzugeben. Alles war möglich, wirklich alles. Ein nie oder niemals gab es einfach nicht.

Sie betraten das Haus durch einen Hintereingang. Singk blieb auch jetzt bei Suko, während die anderen sich von ihnen entfernten und eine Schwingtür aufstießen, die sehr rasch wieder zufiel, so daß Suko keinen Blick in den Raum dahinter hatte werfen können.

»Wo gehen die Männer hin?«

Singk lächelte und nahm Sukos Arm. »Sie werden um den Toten trauern und durch ihre Gebete den Weg ebnen, der Human Lohare in die andere Welt führt, wo er dann auf seine Reinkarnation wartet. Aber das kann Hunderte von Jahren dauern.«

»Stimmt.«

Das Haus machte auf Suko einen etwas muffigen Eindruck. Es war ziemlich dunkel, auch die hohen Decken gaben keine Helligkeit ab. Durch die Fenster fiel nur wenig Licht, da die Vorhänge die langen Scheiben bedeckten. Die Luft roch anders, nach den Gewürzen der verbrennenden Räucherstäbchen. Möbelstücke sah Suko nicht. Nur Sitzkissen und niedrige Tische.

Anders sah es in dem Raum aus, den Singk für das Gespräch ausgesucht hatte. Es war ein normales und sehr nüchtern eingerichtetes Büro. Aktenschrank, Schreibtisch, Computer plus Drucker, ein Telefon, kein Telefax. Und auch Licht, denn vor dieses Fenster war kein Vorhang gezogen worden.

Hinter der Scheibe malten sich die Zweige eines schon bunt belaubten Baumes ab.

»Bitte, setz dich.« Singk deutete auf einen Stuhl ohne Polster. Er selbst fand seinen Platz hinter dem Schreibtisch auf einem freischwingenden Stuhl. »Ich denke, jetzt haben wir Ruhe genug, um ein Gespräch führen zu können.«

»Das meine ich auch.«

Singk beugte sich vor. Suko überlegte noch. Er hatte beschlossen, dem Mann zu vertrauen und nahm in den nächsten Minuten kein Blatt vor den Mund. Er berichtete alles, was John und ihm in Indien und in der Palmblattbibliothek widerfahren war.

Sein Gegenüber hörte sehr aufmerksam zu. Obwohl Suko viel erzählte, brauchte er sich keinerlei Notizen zu machen. Er hörte zu, nickte zwischendurch, unterbrach den Inspektor aber mit keiner einzigen Frage.

»Jetzt kennst du unser Problem, Singk.«

»Ja, das stimmt. Und Human Lohare hätte euch dabei helfen sollen, den Text zu entschlüsseln.«

»Richtig.« Suko beugte sich leicht vor. Die Anspannung in seiner Stimme war nicht zu überhören, als er fragte: »Hätte er es denn geschafft? Was sagst du dazu? Du hast ihn lange gekannt, nehme ich an. Wäre es ihm möglich gewesen, den alten Text auf dem Palmblatt zu entziffern?«

»Ich denke schon. Natürlich wissen wir von der Palmblattbibliothek und auch über deren Rätsel Bescheid. Menschen, die das Schicksal vorbestimmt hat, sollten sie besuchen. Das ist alles richtig, das stimmt auch, aber es gibt wirklich nur wenige, die sich mit den alten Schriften genau auskennen.«

»Lohare hätte eine Chance gehabt«, stellte Suko noch einmal fest, bevor er nickte und seine Gedanken zusammenfaßte. »Aber er kann nicht der einzige gewesen sein. Du hast ihn gut gekannt, Singk. Wäre es möglich, daß dir noch ein Name einfällt. Ein Mensch, an den wir uns wenden können, um das Geheimnis zu lösen.«

Der Inder überlegte lange. »Es ist euch sehr wichtig, nicht wahr?«

»Das stimmt.«

Er legte seine Fingerkuppen gegeneinander und schüttelte den Kopf. »Leider habe ich mich damit nicht beschäftigt. Es sind sehr geheimnisvolle Weisheiten, die dort aufgeschrieben worden sind. Ich besitze die Reife nicht, um diese Texte lesen zu können. Und die Hüter

der Bibliothek werden sich eher ihre Zungen abbeißen, als daß sie einem Fremden die Texte entziffern.«

»Keine Ausnahme?«

»Ich wüßte nichts davon.«

Suko hob die Schultern. »Dann ist mein Besuch bei euch möglicherweise umsonst gewesen.«

»Nicht ganz.« Singk machte dem Inspektor wieder Hoffnung. »Es gibt da gewisse Kanäle, die ich anzapfen könnte, denn auch ich habe Beziehungen. Zunächst einmal wäre es sinnvoll, wenn ich das Blatt studieren könnte. Möglicherweise…«

»Entschuldige, daß ich dich unterbreche, aber ich besitze es leider nicht.«

»Das ist nicht gut.«

»Ich weiß. Deshalb muß ich unbedingt John Sinclair erreichen. Er hat es an sich genommen.«

»Aber du weißt nicht, wo er sich aufhält?«

»Nein«, murmelte Suko und überlegte dabei. »Er wollte mit dieser Reporterin weg. Leider weiß ich nicht einmal, für welche Zeitung sie arbeitet. Ich könnte Bill Conolly anrufen und…«

»Einen direkteren Weg gibt es nicht?«

»Ich wüßte im Moment keinen. Das heißt, wenn John eine Nachricht im Büro hinterlassen hat…«

Singk deutete auf den Apparat. Suko wählte. Wenig später wußte er Bescheid, und im etwas glänzenden Licht nahm sein Gesicht eine andere Farbe an. Im Zeitlupentempo legte er den Hörer wieder auf. Auf dem Handrücken schimmerten plötzlich kleine Schweißperlen.

»Es wird wohl zu spät sein«, flüsterte er und schaute dabei sein Gegenüber an. »Der Fall hat eine andere Drehung bekommen. Eine Wende, mit der ich nie gerechnet hätte.«

»Wirst du es mir sagen?«

»Ja. Es geht um Glenda Perkins. Ich berichtete dir ja von ihr. Sie ist im Krankenhaus unter…«

Suko stoppte, denn auch Singk hörte nicht mehr hin. Beide konzentrierten sich auf die Geräusche jenseits der Zimmertür. Dort drang ein furchtbares Stöhnen auf, dann schlug jemand hart gegen die Tür und drückte sie auch auf.

Eine Gestalt taumelte in das Büro.

Es war einer der Jünger des toten Gurus. Daß er sich noch auf den Beinen halten konnte, glich einem Wunder, denn sein Gesicht war über und über mit Blut besudelt…

***

Wir hatten die Strecke dank Blaulicht und Sirene in passabler Zeit geschafft.

Helen Dexter konnte fahren, das mußte man ihr lassen. Ich hatte mich voll und ganz in ihre Hände begeben und versucht, während der Fahrt wieder Kondition und Kraft zu sammeln, was nicht einfach war, denn die beiden Niederlagen zehrten an mir.

Die besorgten Blicke der Frau hatte ich ignoriert, dabei sogar machohaft gegrinst, obwohl es mir elendig ging, denn die Wirkung der Medikamente ließ nach.

Dann waren wir da.

Ich hörte die Pneus jaulen, als Helen Dexter den Wagen stoppte. Blaulicht und Sirene hatte sie bereits abgestellt. Helfer erschienen plötzlich, weil sie daran dachten, daß ein Notfall gebracht wurde.

Und irgendwo fühlte auch ich mich wie ein Notfall, denn mich überkam das Gefühl, nicht mehr aussteigen zu wollen, als ich die Tür öffnete. Helen war bereits um den Wagen herumgelaufen.

»Was ist mit Ihnen?«

»Schon okay«, sagte ich. »Nur eine kleine Schwäche.« Ich stieg aus dem Wagen und hatte Glück, daß ich mich an der offenstehenden Rovertür abstützen konnte.

»Sie gehören ins Bett, John, aber nicht in eine…«

»Wenn Sie es schaffen, Helen, besorgen Sie mir ein paar Tabletten. Ich muß durchhalten. Es geht um Glenda.«

Ihr Blick wurde weich. »Sie bedeutet Ihnen viel?«

»Auch das. Ich würde es allerdings für jeden anderen Menschen auch tun. Klar?«

Sie nickte. »Komisch, aber das glaube ich Ihnen sogar!«

Ich kannte mich im Hospital aus. Oft genug war ich dem Personal mit meinen Fragen nach Glendas Gesundheitszustand auf den Wecker gefallen. Ich hatte sie auch nicht gesund reden können, sie schwebte noch immer, auf der dünnen Grenze zwischen Leben und Tod. Hoffnung hatte es in den letzten Tagen eigentlich nicht gegeben.

Vor dem Eintreten riß ich mich zusammen. Ich wollte nicht wie ein Angetrunkener über die Stufen wanken. Den Wagen ließen wir dort stehen, wo meine Fahrerin ihn abgestellt hatte.

Die Glastür schwang auf. Von der einigermaßen frischen Luft draußen drang ich ein in die warme und in einen Geruch, der für ein Krankenhaus eigentlich typisch ist. Für meinen Geschmack roch es immer irgendwie nach Medikamenten oder anderen Stoffen, die ich nicht identifizieren konnte. Die Schmerzen in meinem Kopf waren nicht weniger geworden, zudem rebellierte der Magen leicht, ich kam mir vor wie ein angeschlagener Krieger, der in die Schlacht geschickt wurde.

Eine sehr resolute ältere Frau kam auf mich zu. Ich sah sie etwas verschwommen.

»Da sind Sie ja, Mr. Sinclair.«

Schwester Betty hatte auf mich gewartet. Ihr Lächeln zerrann, dann schaute sie auf meine Begleiterin, die nickte und sich namentlich vorstellte.

»Ich habe John Sinclair hergefahren.«

»Danke. Aber der sieht mir eher aus wie ein Patient.«

»Ja, die letzten beiden Stunden…«

»Unsinn!« mischte ich mich ein. »Ich brauche kein Bett, sondern eine schmerzstillende Spritze, das ist alles. Es kann auch eine Tablette sein.«

Die Schwester schaute mich prüfend an, als wollte sie mir auf den Grund der Seele schauen. Dann nickte sie zweimal. »Ja, Sie brauchen eine Spritze, und zwar eine mit der Pferdekur. Bevor wir hochfahren, kommen Sie mit mir.«

Widerspruch legte ich nicht ein. Die Person zerrte mich einfach fort, und Helen blieb an meiner Seite.

Wir betraten die Notaufnahme. Dort war glücklicherweise nicht viel los, nur zwei Patienten wurden behandelt. Der eine am Bein, die Frau am Auge.

Ich war froh, als ich mich auf einen Stuhl fallen lassen konnte. Die Schwester sprach mit einem jungen Arzt, der mich anschaute, nachfragte, die entsprechenden Antworten bekam und den Kopf schüttelte. »Haben Sie da James Bond gespielt?«

»Wenn ja, dann nicht freiwillig.«

Der Arzt nickte. »Ich tue es zwar nicht gern, aber ich werde Ihnen einen Blocker verabreichen.«

»Und was ist das?«

»Eine Pferdespritze, die Sie für einige Stunden aufpeppt. Danach aber müssen Sie einfach schlafen, weil Sie nicht anders können. Da werden Sie das Gefühl haben, jemand hätte Ihnen die Beine unter dem Körper weggerissen.«

»Machen Sie es.«

Helen Dexter blieb neben mir, während Schwester Betty telefonierte. Wahrscheinlich mit der Station, wie ich ihren knappen Worten entnehmen konnte. Sie beendete das Gespräch recht schnell, kam zu mir und schaute zu, wie ich mir den Ärmel hochkrempelte, um den Arm freizulegen. »Man weiß Bescheid, daß wir kommen.«

»Ist okay.«

Der Rest war Routine. Die Oberschwester ließ sich die Spritze geben und setzte sie mir.

Helen schaute weg. Sie konnte nicht mit ansehen, wie die Nadel durch die Haut drang. Ich biß für einen Moment die Zähne zusammen, dann war alles überstanden.

Den Arm anwinkeln, das kleine Pflaster aufkleben, das alles gehörte ebenfalls zur Routine.

»Und wie lange muß ich warten, bis die Schmerzen verschwinden?«

Der Arzt hob die Schultern. »Das ist in Minuten geschehen. Nur die nächste Nacht werden Sie nicht durchhalten können.«

»Mal sehen.« Ich nickte vor mich hin und blieb zunächst sitzen. Wenig später konnte ich feststellen, daß der Arzt nicht gelogen hatte. Der Druck in meinem Kopf verschwand ebenso wie das harte Hämmern und Stechen, das den Schädel durchzuckte.

Hundertprozentig fit war ich natürlich nicht gespritzt worden, so etwas gab es wohl nicht, aber ich fühlte mich wesentlich - besser. Von zwei Seiten schauten mich die Frauen an.

»Ja, es wird schon klappen«, sagte ich.

Nicht einmal eine Minute später ließen wir uns mit dem Fahrstuhl in die Höhe bringen. Die Schwester berichtete noch einmal von ihrer unheimlichen Begegnung und bekam im Nachhinein einen Schauer, der über ihre Haut hinwegfloß. Sie wollte auch von mir eine Erklärung haben, die ich ihr gab, als wir die Kabine verließen.

»Sie haben den Astralleib eines Menschen gesehen, Betty. Von Sira selbst ist nichts zurückgeblieben als nur dieser Astralkörper.«

»Und Sie selbst?«

»Ich habe ihren Körper vernichtet. Das geschah nicht hier, sondern in Bangalore, in Südindien.«

»Mein Gott«, flüsterte die Frau, »wenn ich das so höre, kann ich es kaum fassen.«

»Ich ebenfalls nicht«, meldete sich Helen.

Wir hatten mittlerweile die Intensivstation erreicht, die mir beinahe wie ein zweites Zuhause vorkam, in dem ich mich allerdings nicht wohl fühlte.

Aus dem Zimmer, wo sich die Krankenschwestern während ihrer Pausen aufhielten, trat Dr. Clement, der mir ebenfalls kein Unbekannter war. »Ah, so sieht man sich wieder.« Er reichte mir die Hand. »Etwas blaß sehen Sie aus, Mr. Sinclair.«

»Mein letzter Urlaub liegt eben zu weit zurück.«

Er lachte. »Schön, daß Sie den Humor nicht verloren haben.« Dann schaute er sich um. »Wollen Sie sofort zu der Patientin gehen?«

»Das wäre wohl gut.«

»Okay, kommen Sie mit.«

Ich schritt hinter ihm her, gefolgt von der Krankenschwester und Helen Dexter.

Von ihnen jedoch wollte ich keine mit in das Zimmer nehmen. Es hätte zuviel Unruhe gegeben.

Sie verstanden das, aber Dr. Clement warnte mich noch einmal. »Sollte Miß Perkins aufwachen, dann halten Sie sich bitte zurück. Ich kontrolliere sie von meinem Zimmer aus.«

»Geht in Ordnung.«

Zwei andere Ärzte huschten an uns vorbei und verschwanden hinter der Tür gegenüber.

Mein Herz klopfte schneller, als ich auf leisen Sohlen das abgedunkelte Zimmer betrat. Ein Rollo filterte das Herbstlicht der Sonne, die sehr tief stand und voll gegen das Fenster schien.

Von Glenda war nur das Gesicht zu sehen und ein Teil der dunklen Haarpracht. Sie lag auf dem Rücken, war unendlich blaß, gleichzeitig zerbrechlich wie eine Porzellanpuppe, und mir schoß ein Stich durch die Brust.

Die Tür hatte ich sehr leise wieder hinter mir zugezogen, ich wollte Glenda auf keinen Fall stören und näherte mich auf Zehenspitzen ihrem Bett. Daneben blieb ich stehen.

Mein Gott, wie hilflos sie war. So erschöpft, so dünn, so blaß - beinahe wie tot.

Es tat mir in der Seele weh, auf sie herabschauen zu müssen, aber ich konnte den Blick einfach nicht von ihr wenden. Ich mußte hinsehen und immer wieder in ihr blasses Gesicht schauen, in dem sich nichts regte. Über der Haut schien eine Schicht aus Eis zu liegen.

Ich traute mich nicht, auf der Bettkante Platz zu nehmen. In Griffweite stand ein Stuhl, den zog ich heran und ließ mich nieder, den Blick nicht von ihr gewandt.

Glenda war an Schläuche und Drähte angeschlossen. Sie wirkte auf mich wie ein künstlicher Mensch. Ich wußte, daß sich ihr Zustand nach der Operation nicht gebessert hatte, er war gleich geblieben, das wiederum empfand ich als nicht sehr hoffnungsfroh.

Auch wenn der Arzt mich davor gewarnt hatte, irgend etwas zu tun, ich konnte einfach nicht anders und mußte mit den Fingerspitzen über die so dünn erscheinende Haut streicheln.

Reagierte Glenda? Hatte sie etwas von der Berührung mitbekommen? Ich wartete darauf und flüsterte ihren Namen.

Keine Reaktion.

Ruhig, zu ruhig für meinen Geschmack blieb sie liegen. Beinahe wie eine Tote.

Als mir dieser Vergleich in den Sinn kam, krampfte sich bei mir der Magen zusammen. Ich zog meine Hand wieder zurück und dachte über Siras Pläne nach.

Die Geisterfrau wollte auf keinen Fall, daß ich das Palmenblatt auch weiterhin behielt. Dieses Beutestück gegen Glendas Leben, eine sehr simple Rechnung.

Fragte sich nur, für wen sie aufging. Gab ich das Blatt ab, würde ich nie erfahren, ob es für Nadine Berger, die Vampirin, trotz allem noch eine Rettung gab.

Behielt ich es, dann würde Glenda von Sira vernichtet werden.

Das waren die beiden Möglichkeiten, die sie mir eröffnet hatte. Doch

es gab noch eine dritte. Auf sie spekulierte ich. Ich wollte das Blatt behalten und dafür sorgen, daß auch Glenda am Leben blieb.

Dazu mußte ich ihren Astralleib vernichten.

Daß sie mir in gewissen Dingen über war, stand fest. Sie konnte durch Wände gehen, es gab für einen Geist keine festen Hindernisse, und sie schaffte es auch, sich mit Waffen zu versorgen, wie ich von der Schwester wußte.

Mit einem Messer war sie bewaffnet gewesen. Human Lohare hatte sie mit einem anderen Instrument getötet, einer Scheibe, die ähnlich geworfen werden konnte wie ein Wurfstern.

Ich konnte ihr wenig entgegensetzen. Über eine geweihte Silberkugel würde sie nur lachen. An den Dolch brauchte ich nicht erst zu denken, es blieb allein das Kreuz mit der Heiligen Silbe AUM. Sie hatte ich schon einmal gegen Sira eingesetzt.

Aber hier war nicht Indien, nicht Bangalore, nicht die Palmblatt-Bibliothek.

Ich wollte mich wieder erheben, als ich sah, wie Glendas Augenlider anfingen zu zucken.

Erwachte sie?

Gespannt blieb ich hocken, meinen Blick auf ihr Gesicht konzentriert, das noch immer sehr blaß erschien. Nur die Augen bewegten sich noch.

Dann schaute sie mich an.

»Glenda!« Ich stieß ihren Namen aus, ich wollte sehen, ob ich eine Reaktion bekam.

Sie blieb ruhig. Der Blick war nicht der alte. Er kam mir so glasig vor und wie nach innen gerichtet.

Noch einmal sprach ich sie an.

Und Glenda antwortete mit einer Frage. Zuvor hatte ich den Eindruck, als wäre sie aus einem tiefen, mit Nebel gefüllten Tal an die Oberfläche getaucht.

»John…?«

Meine Güte, sie hatte mich erkannt. - Sie hatte mich…

Wieder sprach sie meinen Namen aus, und diesmal rastete etwas in meinem Kopf ein oder aus. So genau wußte ich das nicht, denn sie fügte noch ein leises Lachen hinzu.

Nein, das war nicht ihre Stimme gewesen. Das war nicht so, das war einfach…

Ich wollte es nicht fassen, aber ich konnte es auch nicht aus der Welt schaffen.

Nicht Glenda Perkins hatte mich angesprochen, sondern eine fremde Stimme…

***

Die folgenden Sekunden waren grausam. Sie glichen einer seelischen Folter, die ich am Bett sitzend erlebte. Diese Stimme, dieses geflüsterte Wort, dem das Lachen folgte, nein, das war sie nicht. Ich hatte mich nicht getäuscht. In ihr steckte eine andere Person.

Da gab es nur eine Möglichkeit, so schlimm es mir in diesem Moment auch vorkam.

Sira!

Sie mußte meinen Namen ausgesprochen haben. Eine andere Möglichkeit gab es einfach nicht, denn ich kannte die Stimme meiner Sekretärin verdammt gut.

Ich blieb sitzen und bewegte mich nicht. Meine Augen auf Glendas Gesicht gerichtet, besonders aber auf den blassen Mund, dessen Lippen zitterten. Ich wartete auf ein weiteres Wort der Erklärung, was nicht erfolgte. Dafür trat etwas anderes ein.

Mund und Hals zuckten im Gleichklang. Mir schoß das Blut in den Kopf, als ich dies mitbekam. Ich schaute auf die Instrumente. Als Laie konnte ich mit diesen Informationen kaum etwas anfangen.

Die Digitalanzeige lief, das war auch alles.

Kein Alarm?

Nein, Glenda behielt ihren Zustand bei, obwohl in ihrem Körper etwas geschah. Dort hatte sich ein Parasit eingenistet, ein zweiter Körper, ein Astralleib, und der gehörte nicht ihr, denn was da über Glendas Lippen kroch, war ein nebeliges Etwas, bestehend aus einer dünnen Plasmawolke, die wie feiner Schaum vor den Lippen der Schwerkranken schwebte und ständig Nachschub bekam.

Sira trat heraus!

Ich saß daneben, wollte etwas tun, sollte mich aber zurückhalten, weil ich nicht wußte, was dann mit Glenda geschehen würde, wenn es mir tatsächlich gelang, das Herausquellen des Astralleibs zu unterbrechen. So blieb ich sitzen und schaute zu, wie sich die Wolke vor ihrem Mund immer mehr vergrößerte.

Relativ schmal war sie aus ihrem Mund gekrochen. Kurz danach nahm sie an Breite zu und bekam auch die Umrisse einer Gestalt.

So entstand der Körper!

Feinstofflich, durchsichtig, neblig. Der Kopf mit dem Gesicht, in dem sich langsam, wie aus einem tiefen Nebel kommend die Augen hervorschälten, die sich durchaus von dem Weißgrau des Nebels abhoben und eine grünlichrote Farbe bekamen.

Sogar der Haarschnitt war an ihr erkennbar. Er umwuchs wie ein Helm ihren Kopf.

Ich blieb nicht länger sitzen. Als ich aufstand, lag Glendas Mund wieder frei. Sie hielt auch die Augen geschlossen, dafür schwebte Siras Astralleib in dem Krankenzimmer hochaufgerichtet und den Fußboden nicht oder nur kaum berührend, denn das Ende des Leibs faltete sich

auseinander wie ein Pilz.
Eine Waffe sah ich nicht, und so standen wir uns gegenüber. Auch ich verzichtete darauf, »Stärke« zu zeigen, aber ich merkte, daß sich der Raum mit einer anderen Atmosphäre gefüllt hatte. Sie war nicht gerade als kalt anzusehen, und trotzdem spürte ich sie. Es war die Kälte der Seele, die mir entgegenschwebte.
»Ich bin da, Sinclair!« wisperte es mir entgegen. »Ich bin da, das solltest du wissen.«
»Das sehe ich. Und weiter?«
»Nichts weiter. Ich wollte dir nur sagen, daß ich sie schon hätte töten können.«
»Warum hast du es nicht getan?«
»Ich habe andere Pläne. Ich will, etwas von dir zurückhaben. Das ist alles.«
»Etwas, das dir nicht gehört. Du und deine Helfer sind nicht diejenigen, die über die alte Bibliothek zu bestimmen haben. Nein, Sira, nein. Da gibt es andere Menschen, die Weisen, die Mönche, diejenigen, die nur die Blätter lesen dürfen.«
»Ich hole sie mir zurück.«
»Versuche es!«
Ich wollte endlich Klarheit haben, aber sie wich mir aus. Das im wahrsten Sinne des Wortes. Lautlos schwang sie zurück, bis sie die Wand des Zimmers erreicht hatte.
Dann sah ich wieder dieses unheimliche Phänomen, als sie in das Mauerwerk hineindrang und sich dort noch für einen Moment als zitternder Schatten abzeichnete.
Danach war sie verschwunden!
Hätte ich Sira aufhalten und sie zu einem Kampf zwingen sollen? Möglicherweise, aber ich mußte dabei auch an Glenda denken, die ich nicht in Gefahr bringen wollte.
Sira war verschwunden, sie würde zurückkehren, das stand für mich fest. Wo sollte ich sie erwarten? Hier im Krankenzimmer, in Glendas unmittelbarer Nähe? Oder war es nicht besser, wenn ich den Raum verließ, um mich ihr woanders zu stellen?
Von außen klopfte es an die Tür. Da ich in meine Überlegungen versunken war, schreckte ich zusammen. Ohne von mir eine Antwort bekommen zu haben, wurde die Tür aufgedrückt. Es erschien ein bekanntes Gesicht, das von Schwester Betty.
Noch in der Tür stehend, schaute sie besorgt auf Glenda und mich. »Alles in Ordnung?« fragte sie.
»Jetzt ja.«
Sie hatte verstanden und trat kopfschüttelnd näher. »Ist denn sonst nichts in Ordnung gewesen?«
»Genau. Sie war hier.«

Betty konnte noch erschrecken, obwohl sie so lange in einem harten Job tätig war. Sie fror ein und fragte trotzdem nach. »War es der verfluchte Geist?«

»Ja.«

Sie schaute uns wieder an. »Und… und Sie leben beide?« flüsterte sie.

»Keine Sorge, Sira will es spannend machen.« Ich hob die Schultern. »Möglicherweise hat sie auch nicht vergessen, daß ich es gewesen bin, der ihr damals den normalen Körper genommen hat. Sie weiß, daß ich ebenfalls gewisse Kräfte besitze und auch bereit bin, diese einzusetzen. Da ist sie schon vorsichtig.«

Schwester Betty bewegte unbehaglich die Schultern. »Das ist mir alles nicht begreifbar«, flüsterte sie. »Ich habe nur Angst. Nicht allein um mich, auch um Miß Perkins.«

»Was ich verstehen kann, denn mir ergeht es ähnlich.«

»Was machen Sie jetzt?«

»Eine gute Frage«, erwiderte ich nickend. »Diese Person will etwas von mir. Es ist das Palmblatt, das ich…«

Die Schwester ballte die Hände. »Dann geben Sie es ihr doch, meine Güte!«

»Das ist nicht so einfach. Wenn ich es aus der Hand gebe, ist das Leben einer anderen Person, die mir ebenfalls sehr nahe steht, verwirkt. Das muß ich bedenken.«

Ich hatte ihr zwar keine Einzelheiten erklärt, trotzdem begriff sie etwas von der Problematik, strich durch ihr Gesicht und sagte: »Himmel, in Ihrer Haut möchte ich nicht stecken.«

»Ich selbst manchmal auch nicht.«

»Wollen Sie denn hier im Raum bleiben?«

»Es wäre am besten. Ich kann Glenda nicht allein lassen. Sira ist verschwunden, noch, aber sie wird bereits an neuen Plänen basteln, um mich in die Zange zu nehmen.«

»Da können Sie bestimmt einen Plan dagegensetzen.«

»Daran habe ich auch schon gedacht.«

»Und welchen?«

Ich holte das zwischen die beiden Scheiben geklemmte Palmblatt hervor und ging auf einen kleinen Tisch zu, dessen Platte von einer hellblauen Decke verborgen war. Sie hob ich an und schob den Gegenstand darunter.

»Ist das alles?« fragte Betty.

»Nicht ganz.« Unter ihren staunenden Augen zog ich mein Kreuz hervor und legte es auf die Abdeckung. Danach zupfte ich die Decke wieder richtig. Sie besaß zwar eine Ausbeulung, die jedoch auf den ersten Blick nicht festzustellen war.

»Garantiert das einen Erfolg?« flüsterte die Krankenschwester.

»Ich habe keine Ahnung. Ich kann es nur hoffen, denn mein Kreuz ist

auch eine Waffe.«

»Wieso?«

»Es wäre sinnlos, Ihnen das jetzt erklären zu wollen. Ich würde es auch lieber an einem anderen Platz versuchen, als gerade auf der Intensivstation eines Krankenhauses, doch darauf habe ich leider keinen Einfluß. Ich muß es einfach versuchen.«

Betty hob die Schultern. »Räumen können wir die Station leider nicht. Es grenzt sowieso schon an ein kleines Wunder, daß wir bisher nicht aufgefallen sind.«

»Hoffentlich bleibt das auch so.«

Es blieb nicht so, denn wir hörten beide die Schritte, da die Schwester die Tür nicht geschlossen hatte.

Betty drehte sich um. Ich konnte über ihre Schulter schauen und sah das entsetzte Gesicht der Reporterin Helen Dexter. Sie schob Betty zur Seite, als sie das Krankenzimmer betrat.

»Was ist geschehen?«

Helen hob beide Hände. Nun erst sah ich das Blut auf ihren Handflächen.

»Was?«

»Der Doktor… Doc Clement ist… sie war da… der Geist… und sie hatte ein Messer. Ich konnte noch flüchten, aber…«

Ich ließ die Reporterin nicht ausreden, schob beide Frauen zur Seite und sprang in den Gang…

***

Der Mann ging noch zwei Schritte, dann fiel er. Das heißt, er prallte nicht zu Boden, weil Suko schneller war und ihn abfing. Der Mann federte in seine Arme, bevor der Inspektor ihn behutsam zu Boden bettete, wo er ihn liegen ließ.

Auch Singk hatte es nicht mehr auf seinem Platz gehalten. Er war aufgesprungen, drängte Suko zur Seite und kniete selbst neben seinem Freund nieder.

Natürlich drängte es den Inspektor, mehr zu sehen, aber er mußte sich zusammenreißen und abwarten, was der Schwerverletzte zu berichten hatte. Mit einem Tuch reinigte ihm Singk die Lippen und tupfte auch Blut aus der Umgebung der Augen weg. Er sprach ihn an. Leider verstand Suko die Worte nicht. Dafür bekam er mit, wie sich der Verletzte quälte, um eine Antwort geben zu können.

Die rechte Seite seines Kopfes war aufgerissen und bestand allein aus einer tiefen Wunde.

Er sprach flüsternd, er mußte einige Male unterbrechen und sich auf die Fragen konzentrieren, bevor er es schaffte, Antworten zu geben. Hin und wieder deutete Singk ein Nicken an, dann erstickte die Stimme des Schwerverletzten, der sich noch einmal aufbäumte und

liegenblieb.

»Ist er tot?« fragte Suko.

»Nein, noch nicht.« Singk stand wieder auf. Sein Blick war ins Leere gerichtet. »Es ist grausam«, erzählte er. »Meine Freunde sind angegriffen worden.«

»Von Sira?«

»Nein, es war eine Maske!«

Suko trat unwillkürlich einen Schritt zurück. »Was hast du gesagt? Eine Maske?«

»Mir wurde darüber berichtet.«

»Von ihm?«

Singk nickte, ansonsten schwieg er und wollte seinen Gedanken nachhängen.

Suko aber ließ nicht locker. »Warum diese Maske? Kannst du mir erklären, weshalb sie plötzlich morden wollte?«

»Ich weiß es nicht. Ich bin überfragt, verstehst du? Ich kann dabei nur raten.«

»Dann tu es.«

»Sie ist der Gastkörper für den Geist gewesen. Diese Maske ist etwas Besonderes. Sie ist eine magische Zone und gleichzeitig ein Sammelbecken für alles Böse. Ich weiß das sehr genau, denn ich habe sie schon erlebt, und zwar hier in London. Sie kam mit einer Ausstellung über indische Mythologie, aber sie wurde nicht mehr zurückgeschafft. Wenn du so willst, kannst du sie als Insel bezeichnen, auch als einen Hort für die Personen, die einmal hier sind und dem Bösen dienen. Sie fängt Seelen auf, sie ist eine Fluchtburg…«

Suko waren die Erklärungen einfach zu wirr. »Hör zu, Singk, diese Maske muß doch jemandem gehört haben. Sie ist nicht von ungefähr entstanden. Wen stellte sie dar?«

»Einen Gott, einen schrecklichen Götzen, wie viele von uns sagen.«

»Jama?«

Am Blick des Inders erkannte Suko, daß er genau ins Ziel getroffen hatte. Zudem fügte Singk noch ein Nicken hinzu. »Du hast recht. Es ist tatsächlich eine Abbildung des Totengottes, der die Menschen in das Reich der Schatten führt.«

»Allmählich verstehe ich«, murmelte Suko. »Sira und Jama haben zusammengehört. Sie hat ihn angebetet, sie war auf ihn fixiert. Mir ist einiges klargeworden. Die Maske hat ihr den Weg bereitet, und sie gibt ihr auch die Kraft, die sie braucht, um Angst und Grauen zu verbreiten. Wenn es mir gelingt, sie zu zerstören, müßte auch Sira Kräfte verlieren - oder nicht?«

»Das kann ich nur hoffen, nicht bestätigen.«

»Genug geredet, genug Zeit verloren. Ich frage dich, Singk. Wo kann ich die Maske finden?«

»Sie muß bei meinen Freunden sein.«

Suko wußte, was diese Worte zu bedeuten hatten. Sie mußten damit rechnen, daß sie keinen der Männer mehr gesund und unverletzt vorfinden würden.

Singk ging vor. Er kannte sich in diesem düsteren Haus aus, und Suko blieb ihm auf den Fersen. Sie konnten den Weg, den der Verletzte gegangen war, anhand der Blutspuren verfolgen, die zerplatzende Flecken auf dem Untergrund hinterlassen hatten.

Ein makabres Muster, und Suko merkte, wie seine Kehle allmählich eng wurde.

Es war nichts zu hören, nur ihre Schritte erzeugten Echos. Der Inspektor wechselte ständig seinen Blick. Er rechnete immer mit einem blitzschnellen Überfall der Totenmaske, und er erinnerte sich auch daran, daß Sira ebenfalls eine Maske bei sich getragen hatte, als Geist und Körper noch eine Einheit bildeten.

John Sinclair hatte die Maske zerstören können. Damit war auch der normale Körper vergangen.

»Es soll die Urmaske sein, die von Jama existiert«, flüsterte der Inder. »Eine Konzentration des Schreckens. Manche reden davon, daß sie mehr als viertausend Jahre alt ist. Niemand weiß es genau, aber in ihr steckt das Böse, wie wir erlebt haben.«

»Wo halten sich deine Freunde auf?«

»Ich weiß nicht, ob sie zusammengeblieben sind. In diesem Haus gibt es zahlreiche Zimmer. Es kann möglich sein, daß sie sich deshalb getrennt haben, weil jeder mit seiner Trauer über den Tod des großen Human Lohare allein sein will. Da möchte man in sich gehen und über die Zeiten nachdenken, die einmal gewesen sind. Glückliche Zeiten, wie ich weiß. Aber das ist jetzt vorbei.«

Sie hatten den großen Flur verlassen und befanden sich in einem Gang, der auch eine Kurve schlug.

Schon längst war Suko klargeworden, daß dieses Haus nicht mit normalen architektonischen Maßstäben zu messen war. Vielleicht von außen, aber nicht von innen. Da war umgebaut worden. Neue Räume waren entstanden und alte verschwunden.

Sie erreichten eine Tür, vor der Singk stehenblieb, nicht erst klopfte, sondern die Klinke nach unten drückte und die Tür mit einem heftigen Ruck aufzog.

Er selbst blieb auf der Stelle stehen, Suko schob ihn zur Seite, um in den Raum schauen zu können.

Es war nur mehr eine Kammer, ziemlich schmal, ohne Waschgelegenheit. Dafür gab es eine harte Pritsche, einen Stuhl und einen Tisch. Auf ihm stand eine brennende Kerze, geschützt durch einen Glasbehälter.

Das Licht fiel auch auf die Pritsche und auf die Gestalt, die dort

rücklings lag.

Suko wußte sofort, daß dieser Mann tot war. Und er war auf eine furchtbare Art und Weise gestorben, als hätte ihn jemand kurzerhand zerrissen. Eine Tat der Maske!

Suko drehte sich um. Selbst Singk, der sich bisher immer beherrscht hatte, stand da und begann zu zittern. »Das ist der Beweis«, flüsterte er, »das ist der Beweis. Die Legende erzählte, daß Jama, der Totengott, seine Opfer zerreißt. Wenn er sich in der Maske verborgen hält, kann nur er es getan haben.«

Suko nickte. »Das sehe ich mittlerweile auch so«, sagte er mit kratziger Stimme und schloß die Tür von außen. »Wir haben einen Toten und einen Verletzten. Was ist mit den anderen? Müssen wir ebenfalls mit dem Schlimmsten rechnen?«

Der Inder nickte und sagte gleichzeitig: »Wir haben ihr einfach zuviel Zeit gelassen.«

»Es war nicht unsere Schuld.«

»Das weiß ich.«

Suko stand bereits an der Nebentür und öffnete sie. Dieser Raum war leer. Als er weiterging und dabei seine Lampe einschaltete, sah er den Beginn der Treppe.

»Was ist dort im Keller?«

»Auch Räume.«

»Habt ihr sie benutzt?«

»Nur wenn wir die Vorräte holten. Es ist eines der wenigen Häuser hier, die einen Keller besitzen, das stimmt. Er kann auch als Versteck dienen. Die Maske wird…«

»Weg!« brüllte Suko.

Singk erschrak so sehr, daß er zurücksprang, blieb jedoch im Gang und konnte, da Suko die Lampe eingeschaltet hatte erkennen, wie über die Stufen hinweg und aus dem Keller kommend ein schrecklicher Gegenstand in die Höhe schwebte.

Ein braunes, kantiges Etwas mit wirren schwarzen Haaren auf dem Kopf. Furchteinflößend, die Reinkarnation des Bösen, mit schockgrünen Augen, durch deren Ovale sich dünne, zittrige, rote Fäden zogen und ein makabres Muster zeichneten.

Aber das allein erschreckte nicht. Viel schlimmer war das ungeheuer breite Maul mit den gewaltigen Zähnen, zwischen denen dick wie Sirup eine rote Flüssigkeit schimmerte.

Das Blut der Opfer!

***

Glücklicherweise war es auf der Station ruhig geblieben. So lief mir keiner in den Weg, als ich auf das kleine Pausenzimmer der Schwester und Ärzte zuhetzte.

Natürlich fühlte ich mich ohne Kreuz »nackt«. Das Risiko hatte ich einfach eingehen müssen.

Heftig stieß ich die Tür auf, rechnete auch mit einem Angriff der Gestalt und sah den Raum leer, bis auf den Arzt.

Dicht neben dem Tisch lag er auf der Seite. Seine Nase, sein Mund, auch die Augen waren blutüberströmt. Es bildete einen scharfen Kontrast zum hellen Kittel. Und noch etwas mußte ich an ihm sehen. Die Haut war an vielen Stellen aufgeplatzt, als wäre in ihm eine mächtige Kraft explodiert.

Ich konnte es nicht fassen. Es schoß siedendheiß in mir hoch, ich stand da, ohne mich zu rühren und spürte den Schweiß als kalte Flecken auf meinem Körper.

Gleichzeitig wurde mir klar, daß ich Siras Rache unterschätzt hatte. Der Arzt hätte noch leben können, wäre ich möglicherweise in seiner Nähe gewesen.

Sira räumte auf, sie rächte sich furchtbar. Ich mußte einfach davon ausgehen, daß sich auch Betty und Helen in größter Gefahr befanden. Diese Rache war schon in einem Blutbad geendet. Ich wollte nicht, daß es noch größer wurde.

Dem Arzt konnte niemand mehr helfen. Über seine Todesursache konnte ich nur spekulieren. Möglicherweise war es dem Geist gelungen, in seinen Körper zu dringen. Dort hatte er sich dann so stark und heftig ausgebreitet, daß die Haut keinen Widerstand mehr leisten konnte, ebenso wie die Gesichtsmerkmale.

Ich drehte mich wieder um.

An der Tür stand Schwester Betty und weinte. Es war ein schlimmes Weinen, denn ich hörte keinen Laut. Der stumme Gefühlsausbruch drang mir durch Mark und Bein, ich selbst mußte schlucken und hatte zudem Mühe, meine eigenen Tränen zu unterdrücken.

»Er ist tot, nicht wahr?«

»Ja, Schwester. Und ich möchte, daß Sie die Station verlassen. Sorgen Sie dafür, daß keine Kollegin sie betritt. Halten Sie alle zurück, und dann beten Sie, daß sich Sira nicht auch noch an den Schwerkranken vergreift. Ich traue ihr alles zu.«

»Gut, ich gehe.«

»Und nehmen Sie auch Helen Dexter mit.«

»Wollen Sie denn allein…?«

»Ja, nur ich und Sira.« Da die Schwester noch immer die Tür versperrte, drückte ich sie zurück, so daß mein Weg frei war. Ich schritt in den Gang und schaute nach links, wo auch das Zimmer der Glenda Perkins lag. Etwa auf halber Strecke stand Helen Dexter.

»Kommen Sie.« Ich winkte ihr zu. »Sie können nicht mehr bleiben. Es geht nur um Sira und mich.«

Helen ging zwei Schritte auf mich zu. Dann blieb sie stehen,

schüttelte den Kopf. Mit einem seltsamen Ausdruck in den Augen schaute sie mich an.

Nein, sie brauchte nichts zu erklären. Dieser Blick und ihr gleichzeitiges Gehabe sagten mir alles.

Helen Dexter war nicht mehr sie selbst. In ihr steckte jemand.

Sie flüsterte, als sie die Worte an mich richtete. »Nur wir beide, Sinclair, nur wir beide…«

Auch Schwester Betty hatte sie reden gehört. Als sie etwas sagen wollte, erstickte meine scharfe Handbewegung ihren Kommentar bereits im Keim. »Gehen Sie, Schwester. Sie haben doch gehört, daß es nur um Sira und mich geht!«

»Ja - ja…«, es war nur ein Stammeln, was sie hervorbrachte. »Sie haben ja recht.«

Ich schaute nicht hin, wie sie verschwand, weil ich meine Konzentration brauchte.

Helen hatte sich nicht verändert. Sie war nicht aufgedunsen oder rot angelaufen, nur ihr Mund stand offen, ohne daß jedoch ein Plasmastreifen daraus hervorgedrungen wäre.

»Wohin?« fragte ich.

»In *ihr* Zimmer!«

Das hatte ich mir gedacht. Sira wollte es auf die Spitze treiben und dabei gewinnen.

»Ja, ich werde hineingehen.« Mit gesenktem Kopf begab ich, mich auf den Weg.

In den übrigen Zimmern war es still. Kein Laut drang durch die dicken Türen nach draußen.

In mir spürte ich so etwas wie ein wildes Fieber, das mir das Blut in den Kopf trieb. Auch mein Herzschlag hatte sich beschleunigt. In den nächsten Minuten würde sich entscheiden, ob Glenda am Leben blieb oder endgültig starb. Allein mit diesem Wissen fertig zu werden, zerrte an meinen Kräften.

Helen/Sira trat einen Schritt zur Seite, um mich nicht zu behindern. Ich passierte sie und brauchte nur mehr wenige Schritte zu gehen, bis ich die Tür erreicht hatte.

Bevor ich das Zimmer betrat, schaute ich zurück. Helen kam hinter mir her, nickte und zeigte mir damit an, das Krankenzimmer endlich zu betreten.

Glenda lag so, wie ich sie verlassen hatte. Die dunkelhaarige Frau hatte nicht das gleiche Schicksal erlitten wie der Arzt. Dankbar konnte ich Sira deswegen nicht sein, denn sie verfolgte weitaus schlimmere Pläne. Sehr behutsam schloß Helen die Tür.

Ich hatte mich gedreht, damit ich der Person entgegenschauen konnte. Zwischen uns war die Luft plötzlich geladen. Unsichtbare Funken schienen zu tanzen. Sie setzten sich auch auf meiner Haut fest,

wo ich das Kribbeln spürte.

Schweiß bedeckte meine Handflächen. Wenn ich Luft holte, fiel es mir schwer. Der Druck in meiner Brust verstärkte sich. Ich war längst nicht so cool, wie ich möglicherweise den Eindruck machte.

Helen drehte den Kopf, so daß sie Glenda anschauen konnte. Freiwillig tat sie es sicherlich nicht, und freiwillig begann sie auch nicht zu sprechen. »Ich hoffe, daß ich überzeugend genug war, John Sinclair«, erklärte Sira mir.

»Wie meinst du das?«

»Du hast den Toten gesehen.«

»Stimmt.«

»Das gleiche kann auch mit Helen und natürlich mit Glenda geschehen. Darüber solltest du dir im klaren sein.«

»Bin ich. Aber ich möchte noch von dir wissen, wie deine weiteren Pläne aussehen.«

Hoffentlich war sie bereit, mir eine Antwort zu geben. Es dauerte zwar seine Zeit, dann aber nickte sie. »Ja, ich werde es dir sagen. Wenn ich hier alles erledigt habe, kehr' ich zurück in die Maske des Jama. Sie ist mein Schutz.«

Fast hätte ich gelacht. »Moment, die habe ich…«

»Es gibt sie noch einmal. Nicht in Indien, hier in London. Und sie besitzt auch seine Kraft. Nur wenige Personen wissen von ihr. Nur Eingeweihte kennen den Stützpunkt. Es ist die lebende Maske des Totengottes, die kann sich ebenso bewegen wie ich, denn sie ist perfekt, John Sinclair. Perfekt und gleichzeitig unbesiegbar. Hast du verstanden?«

Ich nickte ihr zu. »Irgendwo schon. Du wirst dich also in sie zurückziehen und dich wieder auf den Weg nach Indien begeben. Habe ich damit recht?«

»Absolut!« Es war nicht Helens Stimme, die mit mir sprach. Die aus ihrem Mund dringenden Worte bestanden zumeist aus einem scharfen, bösen Flüstern, gesprochen in einem Tonfall, in dem zusätzlich noch der blanke Haß mitschwang. »Ich möchte nicht mehr lange hier bei dir bleiben, die anderen Aufgaben warten. Deshalb werden wir jetzt den Tausch vornehmen. Noch einmal, Sinclair. Erinnere dich an das Bild des toten Arztes. So wird es deiner Glenda und der Person, in der ich mich befinde, ebenfalls ergehen, wenn du nicht auf meine Bedingungen eingehst.«

»Ich habe verstanden!«

»Gut, dann gib mir das Blatt!«

Auf diesen Befehl hatte ich gewartet. Jetzt kam es darauf an, ob mein Plan sich erfüllte oder nicht.

Ich streckte meine Arme zur Seite, eine Geste, die Helens/Siras Wehrlosigkeit veranschaulichte.

»Du kannst mich durchsuchen«, sagte ich, »aber du wirst das Blatt nicht mehr finden, weil ich es nicht habe.«

Helen/Sira stieß einen Laut aus, der mich an ein wütendes Knurren erinnerte. »Willst du es auf die Spitze treiben, Sinclair?«

»Ich trage sie tatsächlich nicht bei mir.«

»Wo ist sie dann?«

»Ich habe sie versteckt, und zwar dort!« Mit dem ausgestreckten Zeigefinger wies ich auf den quadratischen Tisch mit der Decke. »Darunter befindet es sich.«

»Warum?«

»Ein Versuch.«

Helen setzte sich in Bewegung, getrieben durch den Geist der verfluchten Totenfrau.

Ich rührte mich nicht. Selbst Glenda Perkins war in diesen Augenblicken vergessen. Mein Interesse galt einzig und allein dieser verfluchten Person, die sich dicht am Ziel ihrer Wünsche sah und endlich das Palmblatt an sich nehmen konnte.

Vor dem Tisch hielt sie inne. Noch einmal drehte Helen den Kopf. Dabei zeigte ihr Gesicht eine Veränderung. Es sah aus, als würden die Augen allmählich aus den Höhlen treten wollen. So etwas Ähnliches hatte ich bei dem toten Arzt gesehen.

Hatte Sira möglicherweise gespürt, daß…

Meine Gedanken stoppten. Mit einem Ruck zerrte sie die Tischdecke zur Seite - und griff zu.

Nach dem Blatt, aber auch nach dem Kreuz!

***

Es war einfach so schnell gegangen, daß sie sich nicht darauf hatte konzentrieren können. Das Kreuz strahlte zudem nicht ab, es lag in seinem matten Silberglanz da, und wer zu schnell hingriff, konnte es leicht übersehen.

Wie es eben auch Sira passiert war.

Heulte sie auf, oder war es Helen, die schrie? Ich wußte es nicht. Ich bekam nur mit, wie Sira/Helen zurücktaumelte und mit einem dumpfen Laut gegen die Tür prallte.

Dort blieb Helen stehen, während ich schon auf das Kreuz zuhuschte. Sira/Helen hatte es berührt.

Sie mußte etwas von seiner Kraft mitbekommen haben, doch sie verging nicht. Statt dessen fühlte sie sich in ihrem Gastkörper nicht mehr wohl. So weit wie möglich riß sie ihren Mund auf, so daß schon fast ein Maul entstand.

Helen würgte ihren Gastkörper hervor.

Es war furchtbar, wie sie sich quälte. Sie fiel auf die Knie, beugte sich nach vorn. Ich schaute zu, wie der Plasmastreifen aus dem Mund

drang. Lautlos und sich allmählich formend.

Ich wagte nicht, eine Waffe einzusetzen. Helen sollte nicht in Gefahr gebracht werden. Erst wenn Sira ihren Körper verlassen hatte, konnte ich mich ihr stellen.

Mein Herzschlag hämmerte und erzeugte an den Rippen dumpfe Echos. Ich sah nicht einmal alles klar, denn die zweite Gestalt vernebelte mir das Sichtfeld.

Das Kreuz hielt ich fest, auf die Beretta konnte ich mich nicht verlassen, und sah plötzlich, wie sich die Gestalt drehte und dabei menschliche Formen annahm.

Auf einmal stand sie da!

Bleich, weißdurchsichtig, mit rötlichgrünen Augen - und bewaffnet. In der rechten Hand hielt sie ein Messer, das eine weiße, lange Klinge besaß, als bestünde sie aus vereistem Nebel.

Auf der linken Handfläche aber lag ein metallischer Gegenstand, der aussah wie eine Scheibe. Zur Mitte hin lief sie dicker zu, zu den Seiten war sie abgeflacht und höllisch scharf.

Human Lohare war mit dieser Waffe getötet worden, und nun setzte Sira sie gegen mich ein.

Als sie die Scheibe schleuderte, schrie Helen auf!

***

Suko und Singk hatte der Anblick dieser blutverschmierten Maske hart getroffen. Der Inder wich noch weiter zurück, streckte aber den Arm vor und flüsterte: »Jetzt holt sie auch uns…«

Das sah Suko nicht so. »Geh weiter weg! Raus aus der Gefahrenzone. Ich werde mich ihr stellen.«

»Wie denn?«

Suko kam zu keiner Antwort, denn die in Kopfhöhe und im Gang schwebende Maske griff an.

Es war eine blitzschnelle Attacke, schneller jedenfalls als ein Mensch reagieren konnte.

Nur gehörte Suko zu den wenigen Menschen, die durch ihr langes Training wahnsinnige Reflexe besaßen. Ihm, der mehrere Kampfsportarten beherrschte, waren sie in Fleisch und Blut übergegangen, und so handelte er auch.

Blitzschnell warf er sich zur Seite. Er prallte mit der linken Schulter gegen die Wand und bekam noch den Lufthauch mit, als ihn die Maske passierte.

Die beiden mächtigen Gebisse waren zusammengeschlagen, sie hätten beinahe noch Sukos Schulter zerrissen, so aber streiften sie über das Leder seiner Jacke und hinterließen dort hellere Streifen.

Suko blieb nicht auf der Stelle stehen. Die Lampe hatte er zu Boden geworfen, um beide Hände frei zu haben. Er zog die Beretta nicht,

denn die Dämonenpeitsche war stärker.
Einmal den Kreis schlagen, dann rutschten die drei Riemen hervor. Das alles geschah innerhalb einer winzigen Zeitspanne, die Suko auch blieb, denn die Maske - einmal in Schwung - hatte sich ein anderes Opfer ausgesucht. Sie jagte auf Singk zu.
Der war wehrlos. In seiner Angst riß er die Arme hoch, um dieses unbegreifliche Wesen abzuhalten.
Da biß die Maske zu.
Suko, der sich bereits auf dem Weg befand, hörte Singk laut schreien. Er brauchte nur mehr zwei Schritte, um schlagen zu können, aber die Maske ahnte die Gefahr, denn sie huschte zur Seite und drehte sich dabei um.
Suko gelang es, einen Blick auf den Inder zu werfen, der zum Glück nicht tödlich erwischt worden war. Nur aus den Wunden an seinen Armen rann das Blut hervor.
Suko aber schlug.
Die Maske hatte sich auf ihn stürzen wollen, als ihr die drei Peitschenriemen entgegenjagten.
Die erwischten den Gegenstand voll, hämmerten in seine Fratze, rissen erste Streifen und schleuderten sie so wuchtig zurück, daß sie gegen die Wand prallte.
War sie vernichtet?
Bisher hatte sie sich nicht innerhalb ihres scheußlichen Gesichts bewegt, was sich nun änderte. Dort, wo sich die Wangen abzeichneten, begann das Zucken. Da sah es aus, als würde die Haut wegplatzen, weil sie von innen her Druck bekommen hatte. Etwas drang hervor wie ein dunkler Kunststoff, der immer stärker aufgeblasen wurde und dicke, quallenähnliche Gegenstände bildete, die aus den Lücken hervortraten.
Dann fiel sie und landete dicht vor Sukos Füßen. Sie quoll weiterhin auf, die Masse setzte immer mehr nach, nahm jedoch an der Oberfläche schon bald eine sehr dünne Haut ein, die dem Druck nicht standhalten konnte.
Alles platzte weg!
In einer puffenden Explosion verging die unheimliche Maske, die in ihrem Innern soviel Böses gesammelt hatte. Suko wurde von den dunklen, rußartigen Teilen eingehüllt wie von einem schwarzen Schnee, durch den jedoch etwas schimmerte.
Ein Augenpaar!
Wie Glaskugeln lagen die beiden Ovale auf dem Boden, starrten schockgrün zu ihm hoch, und Suko konnte sich vorstellen, daß sie ihm plötzlich entgegenwischten.
Er trat zu.
Da sie sehr dicht beieinander lagen und Suko seinen Fuß zudem

gedreht hatte, erwischte er beide. Er hörte zu, wie sie unter seiner Sohle zerbrachen und mit knirschenden Geräuschen zu einem gläsern wirkenden Staub wurden.

Nun fühlte er sich besser, stieg über die Reste hinweg und ging auf Singk zu. Der Inder hatte sich mit seinem Rücken gegen die Wand gestützt, starrte auf seine blutigen Arme, doch kein Laut der Beschwerde oder des Schmerzes drang über seine Lippen.

»Es gibt sie nicht mehr«, sagte Suko und legte dem Mann eine Hand auf die Schulter.

Der Inder nickte nur. Er war noch nicht fähig, seine Gefühle in Worte zu kleiden.

»Jetzt fehlt uns nur noch Sira.«

»Sie… sie ist nicht hier. Aber ich muß nach meinen Freunden schauen. Ich weiß nicht, die Maske…«

»Mach das.«

Der Inder ging und schaute sich nicht mehr um. Suko aber wollte telefonieren. Den Weg zum Arbeitszimmer oder Büro hatte er sich sehr gut gemerkt. Er fühlte sich trotz des Sieges ziemlich mies, denn Sira war eine Feindin, die zu keiner Sekunde unterschätzt werden durfte. Sie und die Maske hatten sich verbunden. Suko konnte nur hoffen, daß die Zerstörung der alten Maske auch Sira geschwächt hatte.

Er rief beim Yard an, und Sir James hob so schnell ab, als hätte er mit der Hand auf dem Hörer gewartet.

»Suko hier. Sir, ich…«

»Sagen Sie nichts. Wir haben noch keine Nachricht von John. Er muß noch im Krankenhaus sein. Und wo sind Sie?«

Er sagte es ihm.

»Warum, Suko?«

»Ich mußte die Maske vernichten. Ein Zerr- oder Abbild des Totengottes Jama, mit dem wir schon in Indien zu tun bekommen hatten. Sie hielt sich hier in London auf, war gewissermaßen ein Stützpunkt für Sira, die mit dem Totengott in einer unheiligen Allianz stand.«

»Aber sie existiert noch - oder?«

»Das könnte uns John wahrscheinlich sagen. Er besitzt das Palmblatt, das für sie wichtig ist.«

»Dann fahren Sie so schnell wie möglich zum Krankenhaus.«

»Okay, aber ich muß mir den Wagen der Inder ausleihen.«

»Tun Sie, was Sie wollen, Suko.« Sir James räusperte sich. »Und denken Sie auch an Glenda.«

»Sicher, Sir, das werde ich…« Suko legte auf. Als er sich umdrehte, stand Singk in der Tür. Der Mann wirkte erleichtert. Hinter ihm drängten sich vier seiner Freunde.

»Sie alle sind noch nicht von der Maske besucht worden«, meldete er.

»Gerettet?«
»Ja.« Singk reichte Suko bereits den Wagenschlüssel. »Fahren Sie bitte und retten sie alle.«
Sukos Lippen verzogen sich zu einem bitteren Lächeln. »Wenn das mal so einfach wäre…«

***

Der Schrei drang noch immer aus Helens Mund, als ich mich bereits zur Seite warf. Ich hatte mich dabei geduckt, um der Scheibe so wenig Ziel zu bieten wie möglich.
In meinem Innern jagte trotzdem die Panik hoch, denn Sira war ein Geist, kein Mensch, ich konnte ihn nicht packen, aber er wehrte sich mit normalen Waffen.
Hautnah verfehlte mich die Mordscheibe. Ich rollte nach links, rechnete mit einem Messerwurf und riß den kleinen Tisch hoch, als Deckung.
Sie stieß zu.
Diesmal huschte die Klinge heran, und sie erwischte die Tischplatte, aber sie jagte hindurch.
Ich sah die helle Klinge, die mich an einen kompakten Nebelstreifen erinnerte, durch das Holz fahren, als wäre es überhaupt nicht vorhanden. Zum Glück hatte ich den Tisch so weit abgestemmt, daß mich die Spitze nicht erwischen konnte.
Die silberne Kette des Kreuzes hing um mein rechtes Handgelenk. Zur Seite legen wollte ich die Waffe nicht. Und diesmal setzte ich sie gegen die Klinge ein.
Beide berührten sich.
Etwas sprühte vor meinen Augen hoch, es blendete mich, dann vernahm ich einen fauchenden Laut, warf mich zur Seite, ließ den Tisch dabei los und rollte mich zur Seite.
Aus den Augenwinkeln bekam ich mit, daß Helen sich gegen die Wand gepreßt hatte. Sie traute sich nicht, auf die Tür zuzulaufen. Ihr bleiches Gesicht war im Schrecken erstarrt.
Aber sie lebte, das war wichtig.
Und was war mit Sira?
Vor Sekunden noch hatte sie zwei Waffen besessen, nun keine mehr, denn die Berührung meines Kreuzes hatte ausgereicht, um die helle Klinge zu zerstören.
Und nicht allein das. Ich sah auch ihre ausgestreckte Hand, die zuckte, als würden die Finger nicht mehr zu ihr gehören. Nur hatte sie nicht aufgegeben. Blitzschnell bewegte sie sich zur Seite, auch lautlos - und gefährlich.
Sie wollte zu Glenda!
Ich sprang ihr in den Weg, und ich fiel genau in diesen hellen

Schatten hinein.
Noch hielt ich mein Kreuz fest, wollte es um keinen Preis der Welt loslassen, denn nur mit ihm zusammen konnte ich den Astralleib vernichten. Wir befanden uns hier nicht in Indien, nicht in dieser magisch aufgeladenen Atmosphäre der alten Bibliothek. Meiner Ansicht nach mußten hier andere Gesetze herrschen.
Ich spürte die Kälte, wie sie mich umgab, als wäre sie zu einem Schleier geworden. Sie faßte überall hin, drang durch die Kleidung, es war einfach unerklärbar. Zudem kam es mir vor, als wäre ich mitten im Sprung angehalten worden.
So war es auch, und ich hatte dafür keine Erklärung. Fingernah standen wir uns gegenüber. Ich schaute direkt in das weiß-bleiche Gesicht des Astralleibs und sah das Leben nur in den Augen.
Dann sprach ich die Formel.
Laut, deutlich und mit sicherer Stimme. »Terra pestem teneto - Salus hic maneto…«
Und es änderte sich alles!

***

Meine Rechnung ging auf. Wir befanden uns nicht, mehr in Indien, wo das Aussprechen des alten Textes keinen Sinn gehabt hätte und ich mich auf die Heilige Silbe verlassen mußte.
Nein, hier herrschten die Gesetze des Okzidents, was Sira zu spüren bekam.
Sie wurde von einem unwahrscheinlichen Stoß Weißer Magie erwischt. Von den Kräften des Lichts, die in diese feinstoffliche Masse hineinrauschten und sie mit blitzenden Lichtsperren durchzogen.
Die gesamte magische Energie des Kreuzes hatte sich entladen. Ich wußte, daß es für die meisten Gegner keine Chance gab.
Wie reagierte dieser Geist?
Die Kühle war verschwunden, und ich konnte mich wieder normal und frei bewegen.
Vor mir in der Luft kam es zu einem wirren und irren Tanz. Bisher war Siras Totengeist ein nebliges Wesen mit menschlichen Umrissen gewesen. Das hörte nun auf.
Die positiven Kräfte meines Kreuzes hatten Energien freigesetzt, denen der Astralleib nichts entgegensetzen konnte. Er war in zahlreiche Stücke zerrissen worden, und das Bild erinnerte mich an ein dreidimensionales Hologramm, das man allerdings zu einem Puzzle auseinandergepflückt hatte.
Der Kopf saß nicht mehr auf dem Körper. Die Kraft des Kreuzes hatte ihn buchstäblich abgerissen und zur rechten Seite hin getrieben.
Auch die Arme waren nicht mehr vorhanden. In Schulterhöhe waren sie abgefetzt worden und drehten sich als Streifen dicht unter der

Decke. Das rechte Bein war ebenfalls nicht mehr vorhanden, und plötzlich lösten sich auch die Augen aus dem Nebelkopf, so daß sie wie kleine Kugeln zu verschiedenen Seiten hin wegwischten.

Rechts und links gegen die Wand prallten sie. Ich hörte keinen Aufschlag, aber sie zersprühten wie farbige Nebelblitze, wobei sie sich noch drehten und in die Spiralform hineingingen, bevor sie endgültig verloschen.

Das genau war auch das Zeichen für die anderen Teile, nicht mehr so zu bleiben.

Beine, Arme, die Reste des Körpers, vor meinen Augen lösten sie sich auf.

Stumm, ohne einen Laut, ohne einen Schrei. Es war einfach alles vorbei. Siras Astralleib hatte meine letzte Attacke nicht überstanden. Hier regierte ich, vielmehr mein Kreuz, das ich in der rechten Hand hielt, die jetzt nach unten sank.

Ich hörte Helen Dexter weinen. Sie war vor der Wand zusammengesunken und konnte es nicht fassen.

Mein Weg führte mich an das Bett, wo Glenda Perkins lag. Ich schaute auf sie herab.

Zuerst wollte ich es nicht glauben, aber sie hielt tatsächlich die Augen offen und schaute mich an.

»Glenda…«

»John…?«

Es war mehr eine Frage, doch immerhin eine Hoffnung. Sie hatte mich erkannt.

Im nächsten Augenblick überkam es mich wie eine Woge. Die vergangenen Minuten waren einfach zu hart gewesen, auch die Spritze hatte mich nicht so aufputschen können. Ich merkte, wie meine Beine schwach wurden, in den Knien gaben sie zuerst nach.

Dann sank ich zu Boden.

Daß Helen Dexter dabei geschrieen hatte, bekam ich nicht mehr mit. Für mich war die Welt verloschen…

***

Tot war ich nicht. Wenn ich in den Himmel gekommen wäre, hätte ich bestimmt nicht Sukos Gesicht über mir schweben sehen, aber genau er war es, der mich anschaute.

»Du?« flüsterte ich.

»Bist du enttäuscht?«

»Kommt drauf an.«

Suko grinste, als er sich auf die Bettkante setzte. »Ich hätte dir ja auch jemand anderen schicken können. Sir James, zum Beispiel. Von ihm soll ich dir Grüße übermitteln.«

»Danke. Und was ist mit Glenda?«

»Sie liegt eine Etage unter dir. Anscheinend geht es ihr etwas besser.«

Ich atmete aus, denn mir war eine Zentnerlast vom Herzen gefallen. »Danke, Suko.«

»Wofür?«

»Die Nachricht ist Gold wert und bringt mich wieder auf die Beine.« Ich wollte aufstehen, doch mein Freund drückte mich zurück.

»Nicht jetzt, John. In zwei Tagen.«

»Was?«

»Ja, mein Lieber. Diese Zeit ist dir vom Arzt verordnet worden. Tut mir leid. Und Sir James persönlich hat Anweisung gegeben, daß du auch überwacht wirst.«

Ich verdrehte die Augen. »Sag mir doch eines, Alter. Was ist mit dem Palmblatt?«

Suko lächelte. »Das besitzen wir noch. Wir haben alle Chancen, den Text entziffern zu lassen.«

Es waren Worte, die mir guttaten. So gut, daß ich von einem Augenblick auf den anderen einschlief…

ENDE